PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND 3: DÖRFER u. KOLONIEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/kulturarbeiten03schu

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

KULTURARBEITEN

BAND III.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN BAND III:
DÖRFER UND KOLONIEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

GEORG D. W. CALLWEY, KUNSTWART-VERLAG
MÜNCHEN.

Vorwort zum ersten Bande.

UNTER dem Gesamttitel „Kulturarbeiten" erscheint im Kunstwart-Verlag eine Serie von Büchern, von denen in Form einzelner Aufsätze der Kunstwart bereits Bruchstücke veröffentlicht hat. Ihr Zweck ist, der entsetzlichen Verheerung unseres Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten. Sie sollen auch die ungeübtesten Augen durch stetig wiederholte Konfrontierung guter und schlechter Lösungen gleicher (oder ähnlicher) Aufgaben zum Vergleich und damit zum Nachdenken zwingen; ferner sollen sie auf die guten Arbeiten bis zu Mitte des 19. Jahrhunderts aufmerksam machen und so die Tradition, d. h. die direkt fortgepflanzte Arbeitsüberlieferung wieder anknüpfen helfen.

Die Kultur des Sichtbaren umfasst nicht allein Häuser und Denkmale, Brücken und Strassen, sondern auch Kleider und gesellige Formen, Forste und Viehzucht, Maschinen und Landesverteidigung. Ueber die Tatsache, dass sie so, wie seit 50 Jahren Volk und Regierung sie formt, eine entsetzliche Entstellung der Physiognomie unseres Landes bedeutet, darüber sind sich heut wohl Alle, die hier eine Stimme abzugeben befähigt sind, einig. Seit mehr als fünf

Jahren hat eine starke Bewegung eingesetzt, die mit gewaltigen Kraftanstrengungen arbeitet, aber ihre Arbeit vorzugsweise den Luxusbedürfnissen oder doch den Bedürfnissen der Bemittelteren zugewandt hat. Bei der Gestaltung der Formen des Lebens von Stadt und Dorf verschwinden die Besserungsversuche in der ungeheuren Menge der täglichen Aufgaben so gut wie ganz. Und doch ist es höchste, allerhöchste Zeit, dass hier Bestrebungen einsetzen, die Einhalt gebieten, wenn unser Land nicht bald das rohe und freudlose Antlitz einer verkommenden Nation tragen soll, die den Sinn des Lebens zum Vegetieren entstellt. Es ist gar nicht zu ermessen, welcher geistige Schaden geschieht, wenn wir auf die Dauer die Verbindung „nützlich und hässlich" für gewissermassen innerlich begründet halten.

Wir sollten also bei unseren Bemühungen auf die Mithilfe von allen Einsichtigen rechnen können. Es kann aber keine gute Sache geben, die nicht alsbald ihre „Gegner" findet. Anstatt zum gemeinsamen Werke zusammenzuhalten, sieht man die Kampfgenossen sich gegenseitig zerfleischen, so dass man manchmal meinen könnte, es käme ihnen gar nicht auf die tatsächliche Erreichung des Zieles zum Wohle der ganzen Menschheit, sondern vielmehr darauf an, nur ja selbst die ersten im Wettlauf zu sein.

Es scheint mir angebracht, der Serie von Büchern einige erklärende Worte vorauszuschicken, um den zer-

störenden Folgen der Missverständnisse wenigstens bei denen entgegenzutreten, die mit gutem Willen daran herantreten.

Die Serie „Kulturarbeiten" wendet sich nicht an die Kreise derer, die schon mit uns für gleiche Ziele fechten. Auch von ihnen werden vielleicht Einige mit Interesse die Methode beobachten, mit der ein Mitkämpfer für die gleichen Ziele eintritt; auch sie werden an der Sammlung der Reste einer bescheidenen, aber feinen Kultur ihre Freude haben können und sich an der konsequenten Durchführung von Beispiel und Gegenbeispiel nicht stossen, wenn sie sich sagen, dass auf diesem Prinzip der ganze propagandistische und erzieherische Gedanke der Bücher basiert. Aber der Zweck der Veröffentlichung ist, denen die Augen zu öffnen, die noch ganz fernab stehen, denen noch nichts von der Erkenntnis dämmert, dass das Urteil unseres bewussten Anschauens nicht allein „schön und hässlich" lautet, sondern „gut und schlecht", in beiderlei Sinn, nämlich „praktisch brauchbar und unbrauchbar" und „moralisch gut und schlecht" und dass das Auge sein Urteil nicht vom Sprachdenken zu beziehen braucht, in dem wir das einzig „logische" Denken zu erblicken gewöhnt sind. Auch das Auge vermag logische Schlüsse zu ziehen.

Die Bücher wenden sich auch nicht ausschliesslich an die, die sich „die Gebildeten" nennen, sondern unser Wunsch ist es, das Volk zu gewinnen, den kleinen Bürger,

die Bauern, die Arbeiter, diejenigen, die am nachhaltigsten an der Umgestaltung des Antlitzes unseres Landes tätig sind.

Man wird mir sagen: Die lesen doch keine Bücher. Ich entgegne: Man muss die Bücher eben derartig unter das Volk zu bringen suchen, dass sie sie lesen können. Die Statistik unserer Volksbibliotheken spricht für uns. Im übrigen soll man uns doch ein anderes erreichbares Mittel sagen, mit dem man heut besser als mit billigen Büchern und Abbildungen auf breite Massen wirken kann. Natürlich, mit fortreissen kann erst die Betätigung, die dann zur Nachahmung verführt. Aber das liegt nicht in meiner Macht und so muss ich mich damit begnügen, in Wort und Bild zur Betätigung zu überreden.

Saaleck i/Th. PAUL SCHULTZE-NAUMBURG.

Vorwort.

Trotzdem ich über die Absichten, die ich mit der Herausgabe der „Kulturarbeiten" verfolge, nämlich zum Nachdenken über die darin behandelten Fragen anzuregen, mich des öfteren an den verschiedensten Stellen aufs deutlichste ausgesprochen habe, ist mir von mehreren Seiten der Vorwurf gemacht worden, dass meine Aufzählungen grosse Lücken hätten und nicht alle Bautypen berücksichtigten.

Es scheint mir daher notwendig, auch hier nochmal ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass diese Bände in keiner Weise das Programm haben, vollzählige Vorlagswerke zu bilden und das Thema zu erschöpfen, also, wie etwa bei diesem Bande, eine Uebersicht über alle Formen und Typen des deutschen Bauernhauses zu geben. Zunächst war es sogar meine Absicht, die Reihe der Grundprinzipien, auf die es mir ankam, an der Hand von nur einigen Bauernhöfen zu erörtern, die ich meiner nächsten Umgebung entnahm. Es kam dann mit der Zeit noch eine Anzahl besonders interessanter Beispiele aus andern Gegenden dazu. Der Versuchung, das Buch durch eine, wenn auch zusammengedrängte Ueber-

sicht über die wundervollen Bauernhäuser des übrigen Deutschlands auszubauen, bin ich konsequent aus dem Wege gegangen, da sich so das Thema gänzlich verschoben hätte. Zudem arbeitet ein Kreis von Männern an einem grossen Werke zur systematischen Aufnahme guter älterer bäuerlicher Kunst und Bauweise, das unter dem Titel „Das deutsche Bauernhaus" erscheint. Es ist also durchaus notwendig, beide Absichten getrennt zu halten; eine Vermengung könnte keinem Vorteil bringen.

Gerade deswegen, weil ich hier in meinem Buche vorzugsweise nur die Typen einer Gegend bringe, werden die Leser anderer Gegenden dazu angeregt, die Bautypen ihrer Heimat zu beobachten, die Unterschiede, Abweichungen oder Variationen festzustellen und das Ergebnis in photographischen oder zeichnerischen Aufnahmen festzuhalten.

Die Betrachtungen über die Wohnhaus-Kolonien habe ich deswegen an die Dörfer angegliedert, weil ich, wie ich im Text weiter ausführe, der Ansicht bin, dass sich die Kolonien in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus der Tradition des Bauernhauses entwickeln müssen. Wo die Aufgaben, wie in reichen Villenkolonien, anderer Natur sind, werde ich beim Thema Städtebau eingehender darauf zurückkommen.

Saaleck i/Th.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG.

DÖRFER

Es gibt Leute, welche behaupten, unsere Dörfer müssten verschwinden. Bei der Diskussion über die Formen unserer Häuser und Gärten wird man auch mit dem schlimmsten Gegner immer insofern ein Stück gemeinsamen Boden haben, als Wohnhäuser und Gärten immer als notwendige Anlagen gelten müssen, so lange es Menschen gibt. Kommen wir hier zum Thema Dörfer, so erweitert sich das Gebiet der Streitpunkte um ein erhebliches. Denn hier kann man einen Standpunkt einnehmen, der von vornherein die Existenzberechtigung unserer Bauerndörfer leugnet, mit der Begründung, dass unsere Dörfer als Kunstform eben deswegen auf dem Aussterbeetat ständen, weil sie überhaupt keine Kunstform der Zukunft wären.

Dieser Standpunkt der Betrachtung führt sogleich mitten in ganz allgemein menschliche Entwicklungsfragen hinein. Wenn heute von solchen auch viel die Rede ist, so ist doch die Zahl derer gering, die mit der beobachtenden Ruhe des Naturforschers an der Realisierung von Zukunftsträumen mitarbeiten, und das meiste, was darüber geäussert wird, klingt nach kurzsichtiger Einseitigkeit des

erregten Parteigängers, den im Grunde enge Interessen in die Rolle des Zukunftsuchers drängen.

Gewiss, es ist möglich, dass sich mit der Zeit die Völkerbeziehungen dahin entwickeln, dass unser Heimatland nicht mehr aus weiten, bebauten Flächen von Ackerland besteht. Man kann sich solchen Zukunftstraum ausmalen. Wir hätten die ganze Erde der Kultur gewonnen. Unermessliche Landstrecken hätten sich dem menschlichen Besitz zuaddiert, deren klimatische Verhältnisse in ganz besonders hohem Grade dazu geeignet wären, durch pflanzliche Fruchtbarkeit die Brotkammer der Erde zu werden. Andere, deren Landschaftscharakter auf die Viehweide hinwiesen, sorgten für die tierische Nahrung der Menschheit, soweit sie dieser blutigen Opfer noch bedürfte.

In unseren nordischen Ländern dagegen, in denen man, gegen die Tropen gehalten, nur mit Mühe der Erde die Nahrung abgewinnen kann, hätte man auf dieses undankbare Geschäft ganz verzichtet, da der allgemeine Weltfriede die Sorge um ein Aushungern eines ganzen Landes überflüssig machte. Aber gerade unter diesem kalten nordischen Himmel hätte sich die Intelligenz der Menschheit konzentriert, hier wäre ihr Kopf zu Hause. Da man sich auch nicht mehr die Mühe machte, die Rohstoffe vor ihrer Verarbeitung erst durch die ganze Welt zu schleppen, hätten sich die Fabrikationen nach den Gebieten gezogen, wo die jeweiligen Produkte gewonnen würden. Deutschland wäre deshalb durchaus nicht so von Fabriken erstickt,

dass es zu einer Stätte des Grauens geworden wäre, denn auch die beschränkte Anzahl von Fabriken, die selbstverständlich keine Schlote und Qualm mehr brauchten, da ihnen die elektrische Energie von fern her zugeleitet würde, wären in lichten, freundlichen Arbeitsräumen untergebracht. Das Land zwischen diesen und den Wohnhäusern wäre in einen grossen Garten verwandelt, in dem das Bauen von Feldfrüchten nur noch ein gesunder Sport von einzelnen wäre. Da es aber eine systematisch betriebene Landwirtschaft hier nicht mehr gäbe — wozu dann noch Dörfer? Man würde das Wort mit einem gewissen romantischen Nimbus umgeben, wie heute das Wort „Ritterburgen". Aber man würde keine Dörfer mehr bauen.

Ich meinerseits neige der Ansicht zu, eine solche Entwicklung in einer fernen Zukunft für wahrscheinlich, ja sogar für wünschenswert zu halten. Eine ganz andere Antwort erheischt es aber, wenn man die Frage so stellt: Was tut uns heut not? Man kann sich sehr wohl in seinen Mussestunden einmal mit Zukunftsphantasterei abgeben und doch, wenn man danach zur Arbeit schreitet, den Faden der Arbeit da weiterspinnen, wo man aufgehört. Und man kann sehr wohl solche allgemeine Entwicklungsideen mit sich herumtragen und doch ganz genau wissen, dass es Unsinn, ja gefahrbringend wäre, einen Augenblick nur die Kontrolle darüber, auf welchem Standpunkt wir heute stehen, und das Bewusstsein davon, was die Stunde fordert, zu verlieren.

Abbildung 1

Und das, was die Stunde fordert, ist etwas ganz anderes. Noch ist die Menschheit nicht zu den Höhen ethischer Entwicklung gestiegen, dass Menschen friedlich neben Menschen hausen könnten. Noch ist die Raubtiernatur nicht überwunden, die stets bereit ist, dem ermüdenden Gegner auf den Nacken zu springen. Ja, noch ist auch der Wille des Lebens im Menschen noch nicht geläutert genug, um dieses Anpeitschens zum Wettlauf entbehren zu können. Noch steht seine Existenzfrage auf dieser Raubtiernatur. Noch ist Deutschland ein von Waffen um-

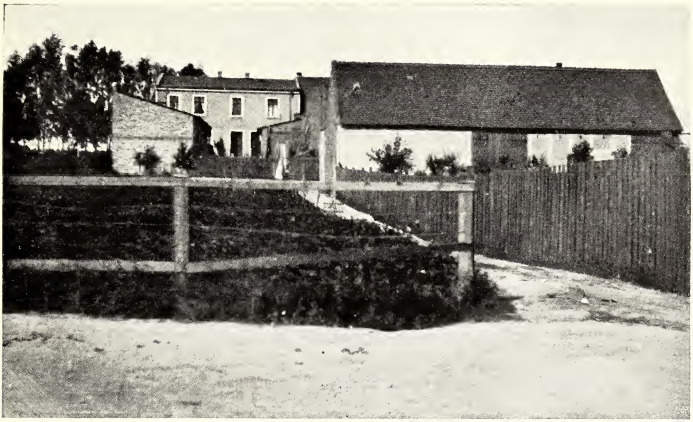

Abbildung 2

starrtes, in Waffen starrendes Land, das seine Brotmagazine und seine Fleischkammern nicht leer werden lassen darf; noch muss es wie ein jedes andere Land eine kleine Welt für sich bilden und kann noch nicht teilnehmen an den Segnungen einer leichten Arbeitsteilung nach grossen, weisen Gesichtspunkten.

Und doch können wir wohl auch hierin unsere Hoffnung getrost für die fernste Zukunft auf das setzen, was wir Menschheitsentwicklung nennen. Diese grossen Erziehungsresultate treten, betrachtet man's recht bei Lichte, doch immer noch in überschaubaren Epochen

Abbildung 3

ein. Man müsste jedes Kulturbild, wie es uns historische Forschung rekonstruiert, leugnen, wollte man nicht sehen, das vom Mittelalter bis heut gerade auf diesem Gebiet ein mächtiger Menschheitsentwicklungsschritt getan ist. Gewiss, wir haben in diesem wirren aufgeregten 19. Jahrhundert viel, viel verloren. Diese Bücher werden dazu geschrieben, um daran zu gemahnen. Aber noch können wir es wiedergewinnen. Und es hiesse

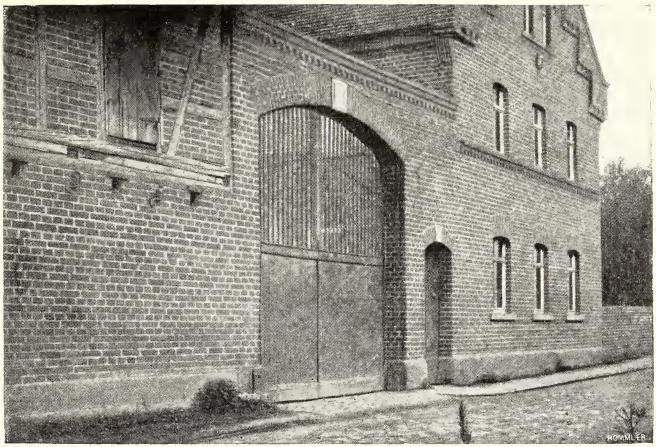

Abbildung 4

direkt: Nicht sehen wollen, dass es auch etwas bedeutet, dass der Andersgläubige nicht mehr gefoltert, dass die Hexe nicht mehr verbrannt, der Kranke nicht mehr mit Aberglauben gequält, der Einsame nicht mehr beraubt, der Freie nicht mehr zum Sklaven gemacht wird, der Hilflose nicht mehr schutzlos ist. Gewiss — auch hier spukt noch ein gemessenes Häuflein Mittelalter in uns. Aber der Weg hat die Menschheit doch schon erkennbar hinaufgeführt, und er wird sie weiterführen.

Ziehen wir die Moral aus dem Gesagten, so ist

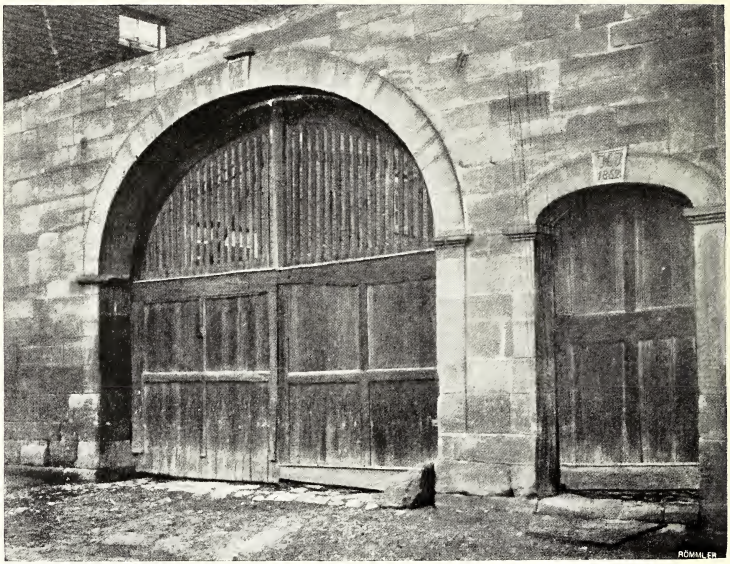

Abbildung 5

danach wohl zuzugeben, dass die Höherentwicklung der Menschheit uns tatsächlich in fernen Zeiten einmal Verhältnisse bringen k a n n, die so wenig Aehnlichkeit mit dem heut Bestehenden und uns ans Herz Gewachsenen haben mögen, dass es bei uns keinen Bauernstand und keine grosse Landwirtschaft mehr gäbe, sondern in denen nur der Einzelne im Privatleben wieder soweit zur uralten Form

Abbildung 6

des Ackerbaues zurückkehrt, als die Verheissung des dort zu erntenden menschlichen Glückes ihn dazu triebe.

Dass dann natürlich die Form der Dörfer antiquarisch geworden wäre, ist selbstverständlich.

Aber man sollte doch das Fell des Bären nicht früher verkaufen, als man ihn hat.

Und mir scheint, dass das augenblicklich in Deutschland recht reichlich geschieht.

Ich nehme hier ein gewisses Gebiet, das mir am

Abbildung 7

nächsten liegt, heraus, um an ihm die Erscheinung näher zu beschreiben: die Kunst.

Seitdem bei uns eine beachtete Literatur über die Forde-

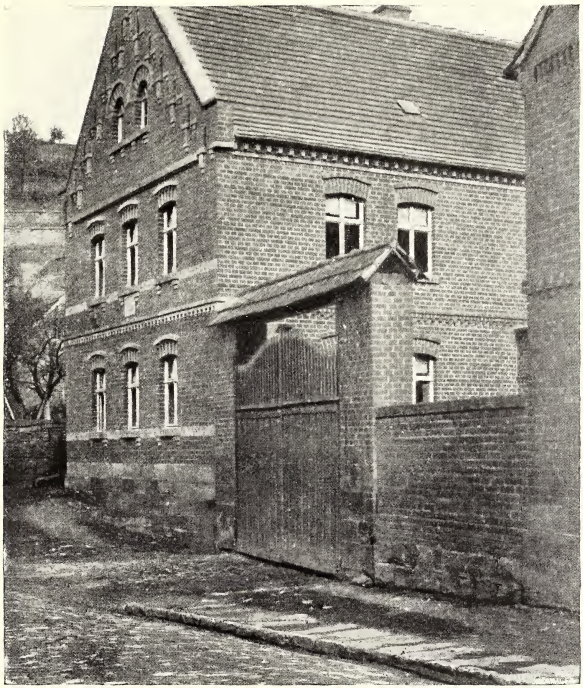

Abbildung 8

rung von Zukunftsformen entstanden ist, ist auch gleich die Kehrseite einer jeden neuen Erkenntnis da: die Narren der neusten Mode. Es entzieht sich meiner Beurteilung,

Abbildung 9

ob dies auch der Fall ist auf den Gebieten, die die Frage vom rein sozialen Standpunkt aus behandeln. Auf dem Gebiet mit künstlerischen Gesichtspunkten fangen aber die Symptome bereits an, bedenklich zu werden. Wenn man der Wahrhaftigkeit der Aussprüche unserer Mitmenschen immer ganz glauben wollte, so müssten wir uns heute in einem Lande der Zukunftsdeuter befinden. Einige Sucher auf dem Gebiete der Kunsterkenntnis waren

Abbildung 10

zum Teil auf empirischem, zum Teil auf rein spekulativem Wege zu dem Satze gelangt, man dürfe, falls sich ein neuer Stil mit neuen Formen entwickeln sollte, in diesen Formen nichts Unberechtigtes sehen. Denn die Beobachtung der Vergangenheit könne uns lehren, dass jede Zeitepoche ihren eigenen Stil gehabt habe. Darum könne wohl auch unsere Zeit ihren eigenen Stil haben.

Gegen solche Ideen ist rein theoretisch nichts einzuwenden. So lange man die Wahrheit in ihrem

Abbildung 11

Kernpunkte auffasste: dass, wenn ein neuer Sinn aufträte, eine neue Form diesen ausdrücken müsste, weil die Form nämlich immer der wahrhaftige Ausdruck des dem Dinge innewohnenden Sinnes sein müsse. Wir können aber mit einem Schlagwort wie dem angeführten nicht wie mit der Elle messen. Wenn wir dem seltsamen Werden der Kultur vermittelst des Intellekts in seine Geheimnisse dringen wollen, so müssen wir das mit weit grösserem Scharfsinn anstellen, als das so heute mit be-

liebter Oberflächlichkeit geschieht, die die Sache rasch mit dem Modeschlagwort abmacht. Nicht allein, dass man mit allen programmässig gezüchteten Zukunftskunstformen selten die Wege des natürlichen Wachstums einschlägt — auch die Theorien leiden meist an einer Krampfhaftigkeit, die sie bis zur Wertlosigkeit herunter bringt.

Der grosse Denkfehler, den jene Neuerer à tout prix gemacht haben, war der, dass sie einen Analogieschluss auf die Vergangenheit zu ziehen glaubten, als sie den Satz aufstellten: Jede Epoche der Vergangenheit hat ihren eigenen Stil gehabt, deswegen dürfen wir nicht in den überkommenden Formen weiter schaffen. Denn sie sind nicht unsere Formen.

Dieser Satz ist falsch gestellt. Es ist nämlich durchaus nicht richtig, dass alle Zeiten immer wieder ganz andere Formen gehabt haben. Ganz sicher hatte jede Epoche ihre charakteristischen Stilformen, besonders in der schwankenden Mode der höfischen Luxuskunst, und am ausgesprochensten im Ornament; ausserdem aber gab es immer noch Grundformen menschlich-künstlerischer Gestaltung, die zahlreichen Epochen hintereinander gemeinsam waren und deren Veränderungen jedenfalls nur ganz langsam vor sich gingen.

Die Jünger dieser Richtung reden immer von Stil, Stil und wieder Stil. Und wenn man dann recht aufs Gewissen frägt, dann entdeckt man, dass sie regelmässig dabei nur an die ornamentalen Schmuckformen denken, die auf den grossen Bauformen darauf sitzen.

Abbildung 12

Will man denn gar nicht endlich zur Einsicht kommen, dass es neben diesen Schmuckformen der Stile, die etwa den Blüten vergleichbar sind, noch etwas Stabileres gibt, das gleichsam den Unterbau zu allem Verästel darstellt, die starken Wurzeln und den Stamm, der das bewegte Spiel der Spitzen nicht mitmacht?

Man betrachte die Entwicklung des menschlichen Hauses im Norden. Neben dem Renaissancehaus, dem Barockhaus, dem Rococohaus und dem Empirehaus —

Abbildung 13

gibt es immer noch ein anderes Haus. Gleichsam das Urhaus. Ein Haus, das sich nicht rasch von Jahr zu Jahr ändert, sondern das sich kaum in Jahrhunderten wandelt.

Dieses Haus muss etwas sehr Merkwürdiges sein, nicht wahr? Es muss eine Tarnkappe aufhaben, denn obgleich es noch überall bei uns zu Lande in tausenden und abertausenden von Exemplaren lebt, sieht es doch keiner. Wenigstens keiner von unseren Gebildeten. Und weil er

Abbildung 14

es nicht sieht, stolpert er hie und da über eins, und dann lässt er es ärgerlich abreissen. Und auf die merkwürdige Idee, auf dieses Urhaus hinzuweisen, wenn es gilt, den Entwicklungsgang unserer Bauformen historisch darzustellen, ist noch keiner gekommen. Wenigstens keiner von der Zunft.

Es ist das schlichte deutsche Haus. Es hat auch noch einen kleinen Bruder. Das ist das Bauernhaus. Aber auch dem ist es bisher nicht besser gegangen. Es ist überhaupt nur dann g e s e h e n worden, wenn es sein bescheidenes Dasein mit irgend einem Ornament, einer Holzschnitzerei

oder was dergleichen mehr ist, als berechtigt erweisen konnte. Dann ist ihm hie und da die Ehre angetan worden, imitiert zu werden. —

Ich will von diesem Typus nun nicht behaupten, dass er alle Phasen einer Entwicklung durchlaufen habe und keiner Erweiterung, Bereicherung fähig sei. Im Gegenteil. Ich wüsste nicht, wozu all der technische und wissenschaftliche Vorstoss des 19. Jahrhunderts geschehen sein sollte, wenn wir ihn nicht anwendeten. Es wäre also durchaus nur zu erwarten, dass wir all das, was wir auf dem Gebiet der Gesundheitslehren, der Technik etc. gelernt haben, dem alten Besitze einverleibten. Aber ein Weiterentwickeln ist doch nur dann möglich, wenn man es versteht, den erworbenen Schatz zu erhalten. Und mit welcher Ahnungslosigkeit ist man mit diesem Erbe umgegangen; ja, es haben sich immer wieder Phrasenhelden gefunden, die diesen Treubruch an den Traditionen und die dafür eingetauschte Hilflosigkeit und Haltlosigkeit gut hiessen und ihn zu Gunsten der beliebten Zukunftsformen ausbeuten möchten.

Nun gibt es aber wenig konservativere Dinge, als das Leben des Bauern. Man mag sagen, was man will; da wo der Bauer noch Landmann ist, haben sich seine Lebensformen nicht so geändert, dass die überlieferten Formen der Dörfer für ihn eine formale Lüge bedeuteten. Und da die dörflichen Bauten doch auch heute noch eine ganz gewaltige Rolle spielen, wäre es unsere Pflicht, zu den ein-

Abbildung 15

fachen, schlichten, aber doch eben schon so hoch entwickelten Grundformen zurückzukehren.

Ja, selbst wenn der Bauer verschwunden wäre,

Abbildung 16

hätte man allen Grund, sein Erbe, die Form des Bauernhauses, nicht verkommen zu lassen. Denn der Schatz, der im Bauernhause als Kunstform niedergelegt ist, birgt

Abbildung 17

die höchsten Werte für die Formen der menschlichen Behausung überhaupt. Denn es ist die Keimform des fein organisierten kleinen nordischen Wohnhauses.

Die Sehnsucht unserer neuen Generation, so weit sie unsere Wohnstätten angeht, zielt auf die Wiedergründung einer feinen, stillen, bürgerlichen Kultur, in der sie die Ruhe und das Behagen wenigstens zwischen ihren vier

Wänden findet, zu dem sie der Existenzkampf draussen sonst nicht kommen lässt.

Aber je nach Stand, Herkunft, Besitz oder auch Neigung teilt sich diese Generation doch deutlich merkbar in zwei Klassen. Die eine, die mehr die wohlhabende, behäbige bürgerliche Kultur ihr eigen nennt; die andere, die eine bescheidenere, ländlichere Form für sich erringen will. Ich denke an den sich überall mit Macht verbreitenden Trieb, weit draussen vor der Stadt, in der Ruhe des Waldes, der Wiese und der Felder, Wohnhauskolonien zu gründen, die auch den bescheidensten Ansprüchen gerecht werden sollten. Ja, gerade von diesen scheint die Hauptbewegung auszugehen.

Diese Kolonieformen sind zwar in dieser Ausdehnung und Verbreitung neu. Aber auch diese Ansiedler sind doch nicht Heimatlose, sondern sie haben ihre Geschichte und ihr Herkommen.

Vornehmheit ist die Treue gegen die Tugenden der Vorfahren. Was liegt also näher, als dass sie die in Holz und Stein gebrachten Tugenden ihrer Ahnen, die Formen des deutschen Bauernhauses, in Ehren halten und sie für ihre Wohnstätten übernehmen?

Niemand, der mir bis hieher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird auf die Idee kommen, ich wollte ein unwürdiges Spielen mit Bauernhausimitationen empfehlen. Gott behüte uns vor noch mehr solchen Schweizerhäusern und skandinavischen Blockhäusern, wie sie neulich — ich

Abbildung 18

weiss nicht, ob augenblicklich noch — Mode waren. Sondern es handelt sich um das Weiterführen und Anpassen, genau wie es Brauch die Jahrhunderte hindurch war.

Wie weit dies möglich ist, will ich im zweiten Teil dieses Bandes über Kolonien zu erweisen suchen.

*

Abbildung 19

Das Endergebnis der Betrachtungen in den vorhergehenden Bänden der Kulturarbeiten war immer, dass die

Abbildung 20

Arbeiten aus älterer Zeit sachlicher, praktischer und vornehmer, die neueren unsachlicher, unpraktischer und unvornehmer waren, und dass diese Eigenschaften sich derartig im Aeussern ausdrückten, dass bei vorurteilslosem Betrachten ihr inneres Wesen sich schnell dem Auge enthüllte. Man kam am Ende zu dem Schluss: unsere ästhetische

Abbildung 21

Kultur, soweit sie sich in den sichtbaren Zeugnissen unserer baulichen Anlagen kundgibt, ist kopflos, wirr und ohne Harmonie, und der Ausdruck ihres Aeussern ist gemein.

Wenn wir erkannt haben, dass diese Urteile „schön" und „hässlich", die unser Auge fällt, so lange es nicht verkünstelt und verdorben ist, nichts weiter bedeuten als „gut" und „schlecht", so stehen wir vor der Frage: ist unsere

Abbildung 22

Zeit nun wirklich so niedrig, wie diese ihre Werke es erzählen, und war die alte Zeit wirklich so ausserordentlich vernünftig, harmonisch und gut, wie es beim Betrachten ihrer hinterlassenen Werke scheinen will, oder aber: „trügt der Schein?"

Man kann die Schuld teilen und die eine Hälfte reichlich dem sittlichen Charakter unserer Zeit aufbürden. Wenn

Abbildung 23

auch der Gang der tatsächlichen Entwicklung späteren Jahren klarer und einfacher erscheinen wird, als uns heute aus der Nähe, so wird doch die Kultur, zumal der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, recht wie ein brodelnder Hexenkessel aussehen, in dem die treibenden Kräfte der Zukunft wirr durcheinander kochen. Zur einen Hälfte reden also die Werke wahr, zur anderen aber, so wollen wir's hoffen, trügt in der Tat der Schein, und unsere Zeit

Abbildung 24

hat denn doch bessere Eigenschaften, als sie in ihren Gesichtszügen verrät. Die Schuld aber dafür ist dem System aufzubürden, nach dem seit beinahe hundert Jahren der Baum der ästhetischen Kultur des Sichtbaren bei uns gepflegt wurde, bis er dann nahe ans Eingehen kam. Wie das gekommen, davon brauchen wir heute nicht wieder zu sprechen, die Tatsache aber wissen wir alle: wir sind vom guten Wege ab und in den Graben gekommen, als wir die

Abbildung 25

Tradition, die Ueberlieferung, aufgaben. Und die heut so mühsam gesuchten neuen Formen wären wahrscheinlich längst als üppige Blüten aufgegangen, wenn man den guten kultivierten Boden ihres Wachstums nicht zerstört hätte. Steiniges dürres Terrain gibt taube Früchte.

Mit Bildern lässt sich das anschaulicher machen, als mit Worten. Abb. 1 und 2 zeigen zwei Bauernhöfe, der eine im Jahre 1796, der andere 1900 erbaut. Der erstere

Abbildung 26

vertritt durchaus den Typus des guten alten Bauernhofes aus Mitteldeutschland, der andere das heimatlose Schema, nach dem heute überall in deutschen Landen gebaut wird, das Schema, das nicht mehr Dorf- und doch nicht Stadtgepräge trägt und von zehntausend Reissbrettern her übers Land wuchert.

Die Aufgabe aller meiner vorausgehenden Bände war, den umständlichen, aber überzeugenden Beweis dafür

zu führen, dass das häufig gehörte Wort: ja, das alte Haus sei ja malerischer, das neue aber für die Benutzung zweckdienlicher — eine oberflächliche Redensart ist und nicht mehr. Auch an diesen beiden Beispielen liesse dieser Beweis sich durchführen, wie ich es weiterhin bei einer Reihe von Bauernhöfen systematisch tun werde: nicht allein, dass das alte Haus als der Ausdruck eines behaglichen, menschenwürdigen Daseins und das neue als der eines freudlosen höheren Zuchthäuslerdaseins erscheint, sondern auch, dass die alte Anlage in jeder Beziehung sachlicher, praktischer, harmonischer und fester ist als die neue und sie an Uebersichtlichkeit und Kraft des Ausdrucks himmelweit überragt. Wenn das Auge das alles mit dem ihm eignenden Urteile „schön" zusammenfasst, so kann der Verstand die Ursachen dieser Schönheitsempfindung der Reihe nach zerlegen in Momente, die nicht aus dem Wolkenkukuksheim irgend einer Theorie stammen, sondern praktisch-ethische Werte des Lebens bedeuten.

Kein Zweifel, das alte Bauernhaus ist ein abgerundetes Kunstwerk, denn es drückt den vollkommenen Zweck „Bauernhaus" in vollkommener Weise dem Auge aus. Man sollte denken: der Mann, der das „schuf", war ein Genie. Der ländliche Baumeister aber, der so im Jahre 1796 baute, war höchstwahrscheinlich kein Genie. All die Baumeister aus der Umgegend waren es auch nicht — und trotzdem sehen alle alten Bauernhöfe dort und weit umher gleich

Abbildung 27

vollkommen gelungen aus, wie sehr auch ihre Formen im einzelnen variieren. Tatsächlich enthüllt sich hier, gerade wie auf dem Gebiete der darstellenden Kunst, das ganze Geheimnis der leichten und vollkommenen Ausdrucksfähigkeit der Alten. Sie hüteten sich davor, kurzer Hand aus Eigenem heraus das leisten zu wollen, was nur die Arbeitssumme von Geschlechtern sein kann: das Gestalten des Typus, den

Abbildung 28

der Künstler auswendig beherrschen muss, um ihn dann der Einzelaufgabe entsprechend abzuwandeln. Was von der darstellenden Kunst gilt, trifft nicht minder zu bei

Abbildung 29

der angewandten Kunst. Nirgends handelt sich's mehr als bei der Baukunst um einen durch ungeheure Summen von Arbeitsleistungen bis auf das äusserste entwickelten feststehenden Typus, den der Künstler auswendig beherrschen muss, um ihn dem Einzelfalle anzupassen.

Wenden wir uns zurück zu unserem Bilde. All die in

ihrer höchsten Einfachheit so schöne Gestaltung dieses Hauses: die auf das feinste abgewogenen Proportionen, der stets richtige und schlichte Ausdruck des sinnreich verwendeten Materials, die wohltuende Verteilung der Räume und Bauglieder, die sofort zum Auge von behaglicher Lebensführung spricht, all das sind nicht Neuschöpfungen dieses Mannes, der das Haus da erbaute. Sondern die gestaltende Lösung all der Aufgaben ist das Werk einer langen Reihe suchender, versuchender und denkender Köpfe, die durch Jahrhunderte weiter vervollkommneten, während Legionen fleissig ausführender Hände das Ueberlieferte als heiliges Besitztum sorgfältig bewahrten und weitertrugen. Deshalb waren jene so reich, und weil wir die Tradition verloren, deshalb sind wir, trotz aller Holzerker, Schnörkel und Spitzchen, mit denen wir uns zu putzen suchen, so bettelarm. Der Mann, der im Jahre 1796 den Auftrag erhielt, einen mittleren Bauernhof zu bauen, stand nicht mit einem Male vor der ungeheuren Aufgabe, den sinnfälligen Ausdruck für den Begriff: Deutscher Bauernhof zu gestalten, sondern er wusste dank der Vorarbeit von Vielen ganz genau, wie dieser auszusehen habe in einer Weise, die den Bedürfnissen und dem Material der Gegend auf das beste entspräche. Der Typus stand fest, er brauchte ihn nur dem Sonderfall anzupassen. War er dazu ein erfindungsreicher und gestaltender Kopf, so brachte er kleine Vervollkommnungen an und führte damit die Entwicklung gemäss veränderter Bedingungen

Abbildung 30

oder neuen Materials um ein bescheidenes Stückchen weiter. Nie wäre es dem Manne in den Sinn gekommen, dass es möglich sei, von dieser Tradition vollkommen abzuweichen und ein Haus zu bauen, das alles aufgibt, was die Vorzeit gestaltet hat. Neue, völlige Um- und Neu-

gestaltungen blieben das Vorrecht der Genies, wie ihrer ein jedes Jahrhundert nur wenige hervorbringt. Jenes „bescheidene Stückchen" Neuerung aber war dann wirklicher, dauernder Erwerb, nicht nur Scheinerwerb, wie alle die Nouveautés unserer modischen Bauerei, die auf der grossen Jagd durch die Stile vorgestern erbeutet und gestern verlassen wurden.

Wenn heute ein Maurermeister den Auftrag erhält, einen Bauernhof zu bauen, so tritt nicht mit einem Schlage die feste und gefestigte Anschauung: Bauernhof in seine Vorstellung mit der Ueberzeugung: so und nicht anders soll die Anlage aussehen, sondern er sucht in seiner Vorlagensammlung, wie er sie von der Baugewerkeschule her hat oder wie sie ihm für die neuesten Moden der Reisende ins Haus bringt, etwas aus, wie es ihm nach seinem unerzogenen und beschränkten Urteile passend erscheint. Das Durchschnittsschaffen aber bedarf des festen Haltes, wie die Ueberlieferung ihn verlieh. Oder aber es reisst plan- und ziellose Willkür ein, denn wir können nicht erwarten, dass die grosse Masse der ausführenden Köpfe durch den Bruch mit der Tradition plötzlich zu lauter echten gestaltenden Künstlern geworden sei.

Einen Typus zeigt Abb. 2 allerdings auch und noch dazu einen ganz neuen. Aber er ist nicht natürlich gewachsen, sondern dürftige Köpfe haben ihn fern vom Leben auf dem Reissbrett zusammengequält, ohne sich im geringsten auf die endlose Erfahrungsfülle von gefundenen

Abbildung 31

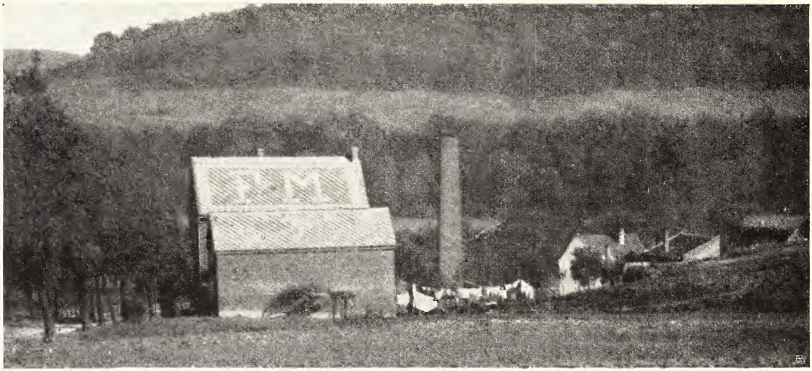

Abbildung 32

Abbildung 33

Lebensformen zu stützen. Nur die eben nicht zu entbehrenden konstruktiven Kenntnisse sind übernommen, im übrigen ist alles öde Gedankenarmut. Auf das Gestalten haben sie von vorneherein verzichtet, weil sie gar nicht mehr fühlten, was das ist. Bei ihnen verkehrt sich alles nur in die Begriffe billig und teuer und danach in die Anschauung: einfach oder — verziert. Die Raumgliederung, die Grundrisslösung, die Hauptsache am ganzen Bau, wird gemacht ohne Verständnis fürs Leben und ohne Gefühl für das Behagen des Lebens. So schwankt die Gestaltung immer zwischen einem freud-

losen schematischen Einteilen in kubische Hohlräume und läppischer Spielerei mit unverstandenen „Motiven", wie sie die teureren Bauten zeigen, hin und her.

Es geschieht also nicht ohne bewussten Grund, wenn hier im folgenden immer wieder auf gute alte Bauformen als Gegensatz zu schlechten neuen zurückgegriffen wird. Nicht antiquarischen Idealen soll gehuldigt werden, sondern die Wiederanknüpfung an die letzten guten Ueberlieferungen soll gefördert werden, nicht, um eine Weiterentwicklung überflüssig zu machen, sondern um die Weiterentwicklung auf einem festen Baugrunde überhaupt erst wieder recht zu ermöglichen.

*

Ueber die Zerstörung unserer Dörfer ist schon verhältnismässig viel gesprochen und geschrieben worden. Es ist aber noch lange nicht genug darüber gesprochen und geschrieben worden. Und verstanden hat man's meist falsch. „Ja, das ist ja für Euren Malerstandpunkt ganz schön", hört man dann wohl, „aber die Leute können doch nicht in malerischen Ruinen wohnen. Was haben denn auch die Bauern davon, wenn ihre Dörfer „romantisch" sind, das macht ja doch eigentlich bloss den Touristen Spass. Es wäre nur gut, wenn man auch in den Dörfern anfinge, helle und gesunde Räume zu bauen" u. s. w.

Das sind, wenn man's bei Lichte betrachtet, alles leere

Abbildung 34

Worte, die nichts verraten, als gänzliche Unkenntnis des Sachverhalts und vollkommene Verständnislosigkeit für den Kernpunkt der Fragen. Denn erstens sind die alten Dörfer durchaus nicht wegen ihrer verfallenen Hütten oder der vermoosten Mühlen schön, die mal vorkommen können. Sondern sie sind schön wegen ihrer einfachen, überlegenen Anlage, welche die praktischen Forderungen oft glänzend löst und viel weiter und luftiger bauen lässt als die neuen; und dann wegen des Ausdrucks ihres Aeussern, das von kluger Sachlichkeit, aber auch von unendlich wertvollen moralischen Besitztümern redet. Diese entzückenden Dorfbilder, die uns so anheimeln, in denen sich ein jeder, der die Gefühlswerte aus dem Aeussern zu lesen versteht, so wohl fühlt, hat die Liebe zur Scholle, zur Heimat gebaut, und davon erzählen sie nun dem Auge. Zum andern sind aber in praktisch-hygienischer Beziehung unsere neuen Bauernhäuser meistens das Gegenteil von einem Fortschritt. Die Zimmer sind eher kleiner als grösser geworden, die Fenster sitzen falsch, der Ausdruck der ganzen Anlage spricht nur von der Kopflosigkeit, Gleichgiltigkeit und Stumpfheit ihrer Erbauer und Bewohner. Dass aber die heimische gute Bauweise eine im übrigen gewiss sehr notwendige Bereicherung nach neueren hygienischen Gesichtspunkten nicht ausschliesst, sondern dass gerade darin der Kern ihrer Weiterentwicklung liegt, davon soll ein eigenes Kapitel später handeln.

Wenn doch alle Landpastoren und Lehrer sich unserer

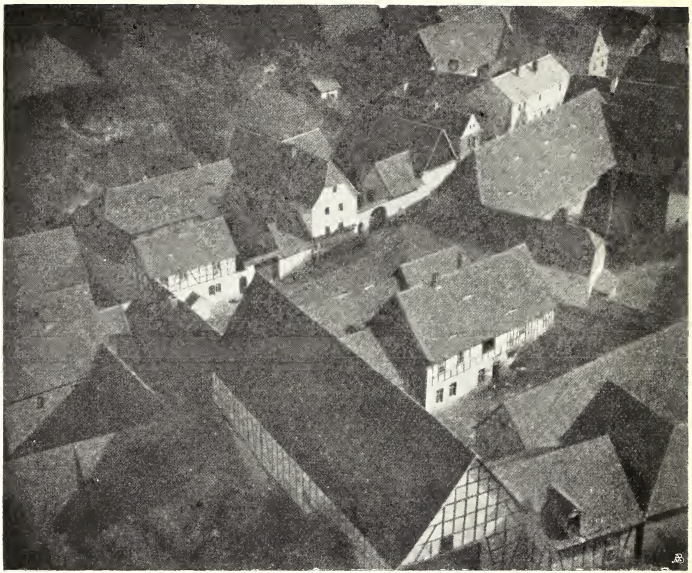

Abbildung 35

Sache annähmen und den Leuten klar machten, wohin sie gekommen sein müssen, wenn man dem glaubt, wovon ihre Häuser und Gärten erzählen. Ich bin der Ansicht, dass es ein schwerer Fehler wäre, dabei das Wort „Kunst“ in den Mund zu nehmen. Wohin hat denn das viele Reden von der „Bauernkunst“ geführt, als immer nur zu Nebendingen, die von der Hauptsache stets ablenkten? Ge-

wiss, im Grunde müsste man das alles als Kunst fassen. Aber diese Auffassung ist doch nicht die allgemeine, und ich glaube, man macht sie nur dann allgemein, wenn man damit beginnt, nicht von „Kunst" zu reden. Die Gewohnheit „Kunst" mit „Luxus" zu verwechseln, ist immer noch zu verbreitet, als dass man unsre Auffassung schon überall verstehen könnte: Kunst ist nichts, als der sinnfällige Ausdruck von Dingen, die sich begrifflich nicht sagen lassen.

Wie ich schon im Vorwort sagte, fällt es nicht in den Rahmen meines Themas, eine Encyklopädie des deutschen Bauernhauses zu geben. Es kommt mir viel weniger darauf an, zu zeigen, was alles vorhanden ist und wie gross dieser Schatz noch ist, als beständig warnend zu zeigen, wie bedenklicher Natur die Wandlungen sind, die sich innerhalb unserer Dörfer vollziehen.

Auch beim Betrachten unserer ländlichen Baukunst kommt man zu demselben Ergebnis, wie bei den städtischen Bauten. Nämlich, dass es ein grosser Irrtum ist, dass mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unsere Bau- und angewandte Kunst ihren tiefsten Stand erreicht habe. Es ist einfach nicht wahr. Ihren tiefsten Stand erreichte sie erst um 1880 herum, als in der Stadt die Alldeutschmeierei anfing und die Renaissanceherrlichkeit „wiederentdeckt" wurde und dort eine Auferstehung feierte, in der sich die gute alte echte Renaissance allerdings kaum wiedererkannt hätte. Dort hat sich in den allerletzten Jahren hie und

Abbildung 36

da eine leise Besserung gezeigt, auf den Dörfern beharrt der Tiefstand noch. Bis in die sechziger Jahre hinein zehrte man auf dem Lande noch an den letzten Beständen einer alten guten Ueberlieferung, dann drang auch dorthin das Elend des Gewerbeschulmeisters. Seitdem auch die ländlichen Maurermeister die Erziehung der Baugewerkeschulen kennen gelernt oder doch Vorlagewerke zu Gesicht be-

kommen haben, die aus jenen Gegenden stammen, seitdem ist es mit dieser Ueberlieferung aus. Auch hier kann wohl wieder das Bild am klarsten sprechen. Um eine Vorstellung zu geben von der Wandlung, die das deutsche Bauernhaus in den letzten 100 Jahren durchgemacht, ist es vielleicht am praktischsten, diese Wandlung zunächst an einer Einzelform, etwa dem Torwege, zu untersuchen. Ich führe je vier Bauernhöfe vor: einen von 1791, einen von 1811, einen von 1852 und einen gar von 1862 (Abb. 3, 7, 5 und 9). Die Gegenbeispiele stammen in derselben Reihenfolge von 1883, 1897, 1900 und 1899 (Abb. 4, 8, 6 und 10). Die alten Bauernhöfe waren im eigentlichsten Sinne ein Gehöft, d. h. ein von Gebäuden und Mauern eingefriedigter Hof, deren Höhe und Unzugänglichkeit einen wirklichen Diebsschutz bot, während anderseits die heimkehrenden, hochbeladenen Erntewagen eine recht geräumige Zufuhr verlangten. Es ergab sich deshalb ganz von selbst, dass man in dem der Strasse zugekehrten Teile der Mauer einen mächtigen Torbogen einliess, der ganz von selbst durch die Grösse seiner Form der Hauptschmuck des Gehöftes wurde. Man war zu sachlich gestimmt, als dass man zur Personenpassage riesengrosse Türen angelegt hätte, wie man das heute so gern tut, heute, wo man besonders in öffentlichen Gebäuden gezwungen wird, der Feierlichkeit halber scheunentorgrosse Türflügel zu bewegen. So entstand zum Personendurchlass das kleine Pförtchen, das sich an der Seite des Wohnhauses befand.

Abbildung 37

Diese beiden Zugänge in ein feines Verhältnis zu einander zu bringen, war eine Hauptkunst jener alten Dorfbaumeister. Man dachte nicht daran, sie durch Zieraten „gefälliger" zu machen: war Wohlhabenheit genug dazu da, so zog man die Profile mit noch grösserer Liebe und gestaltete höchstens den Schlussstein etwas reicher aus. Welcher Reiz liegt nun z. B. bei Abb. 3 in diesen beiden geschwungenen

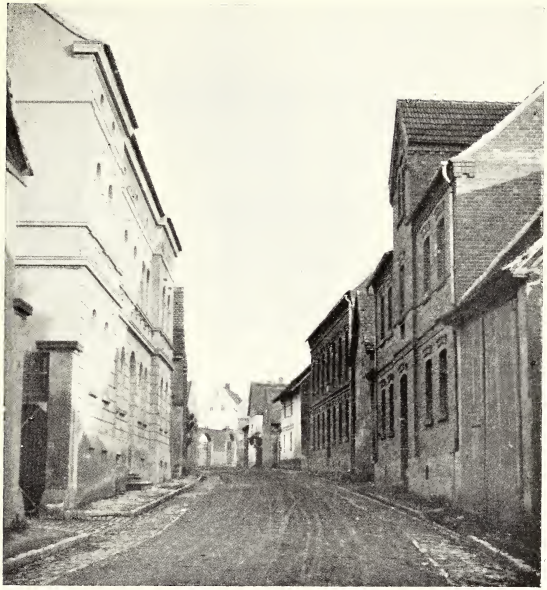

Abbildung 38

Linien, diesem einen mächtigen Bogen und dem zierlichen Pförtchen daneben. Die derben, fast humoristischen Formen des Bauernbarocks, das sich in den Schlusssteinen zeigt, gibt leider unsere Abbildung nicht wieder. Sie ist aber auch nicht das Wesentliche daran. Die Anlage wäre auch ohne sie schön und gut.

Abbildung 39

Immer noch einen schönen Hof zeigt unsere Abb. 7. Man merkt ihm an: Kriegsjahre sind über das Land gegangen, dem Bauern war nicht übermütig zu Sinn, aber deswegen verleugnete er doch nicht seine ererbte Freude am Ausdruck des Seins in der Erscheinung. Der Tor-

Abbildung 40

bogen ist so einfach wie möglich, an den Profilen ist Steinmetzarbeit gespart, so weit es nur irgend mit dem Gewissen des Erbauers vereinbar war, und der Schlussstein musste sich allein mit dem Schmucke des A. D. 1811 begnügen. Aber seltsam: in dem Kunstsinn des einfachen Mannes werden unter der sicheren Führung einer gefestigten Tradition sogar diese simplen sechs Zeichen zum

Abbildung 41

Schmuck, deren etwas magere Linie nur ein neuer Reiz ihrer Grazie wird. Auch der Giebel hat seine Schönheit in der Form seiner Silhouette. Er zeigt die Formen einer etwas älteren Zeit; doch findet man bei der Beharrlichkeit auf dem Lande das Wiederholen guter älterer Formen sehr oft. Die dem Hofe zugewandte Seite ist aus Fachwerk, dessen Balken tiefblau gefärbt auf dem weissen Putz stehen.

Abbildung 42

Auf unserm Bilde nicht sichtbar, trägt diese Wand etwas weiter nach innen zu eine offene Laube aus Balkenwerk ohne Schnitzerei. Und doch — sogar aus unserer Abbildung wird hier ein Jeder erkennen, was für ein harmonisches Werk der ganze Hof in all seiner Schlichtheit und Einfachheit ist. Wie köstlich wären unsere Dörfer, wenn sie nur noch so aussähen! Und er ist von 1811! Aber was sagt man erst zu dem Hof auf Abb. 5 von 1852, also nach der Mitte des Jahrhunderts? Leider ist hier das Wohnhaus und die

Abbildung 43

Scheune durch einen abscheulichen Neubau ersetzt. Aber wie gut wölben sich hier noch die Bogen, wie anständig und würdig ist noch die Erscheinung. Sogar die simpeln Profile sind noch durch das Erinnern an eine alte Ueberlieferung vor jeder störenden Zutat bewahrt geblieben! Dieser negative Vorzug ist in unserer verdrehten Zeit

etwas sehr Merkwürdiges, so dass es besonders erwähnt werden muss.

Aber nun zu dem von 1862 (Abb. 9). Es ist mir ziemlich sicher, dass die Anlage älter, d. h. die ältere Anlage im Neubau erhalten geblieben ist. Hier ist alles ganz Bauernhaus, nichts, was an Vorstadt erinnern möchte. Das dunkle Fachwerk gibt dem Ganzen Kraft und Verhältnisse, das drollige kleine Backöfchen nach der Strasse zu macht das Haus in der Erscheinung gross. Leider hat zwar die gute Tradition des grossen Torbogens aufgehört und das Hoftor ist nach einem andern, allerdings auch alten, nur etwas mageren Typus gebildet. Trotzdem ist auch er noch eine gute Lösung der Aufgabe. Und was für ein gutes und freundliches Strassenbild ergibt sich aus den beiden benachbarten Höfen.

Und jetzt zu den anderen Abbildungen, zu denen aus der Zeit unseres, wie man sagt, künstlerischen Aufschwungs. Abb. 4 ist vom Jahre 1883. Hier schon sind die Formen erreicht, in denen man bis heute stecken geblieben ist. Im Giebel sind höchst unnötige „Verzierungen" angebracht. Das Ganze aus rohem Backstein, ohne jeden Verputz. Billiger ist es kaum, da die Verblendsteine und das Fugen meist teurer sind, als selbst guter Putz. Wie dem sei: der Bauer, der sein Haus lieb hat und dessen Augen noch das sind, was sie bei seinem Grossvater noch gewesen, der fände das Geld zum Verputz. Ueber das Thema: Rohbau

Abbildung 44

oder Putzbau noch später. Hier ist der alte Typus mit dem grossen Tor beibehalten. Aber wie traurig, als sei er gepresste Fabrikware, sieht uns der Bogen an!

Und wie langweilig und nüchtern ist der Schlussstein!

Es müsste entsetzlich sein, lange den Ausdruck dieses Hauses auf sich gerichtet zu ertragen. Aber die Erbauer und Bewohner hören nicht, sie sehen nicht. Sie wissen nicht, wer sie selbst geworden sind, und dass ihre Häuser davon erzählen. — Dann zu Abb. 6. Hier ist schon der Torbogen gefallen, nur ein totes Erinnern an den Typus von Abb. 9 ist geblieben, aber schlecht nachgebildet. Und, ein Zeichen der unglaublichen Gedankenlosigkeit der Erbauer: das Wohnhaus ist links, das Personenpförtchen rechts von der Einfahrt, so dass der Zugang zum Hause stets über die tiefen und bei Regenwetter schlammigen Furchen der Räder im ungepflasterten Hof führt.

Noch schlimmer wird's dann bei Abb. 8. Hier hat man sich das Pförtchen ganz geschenkt: man kommt ja schliesslich auch durch die Einfahrt ins Haus. Im übrigen hat das hohe Tor gar keinen Sinn mehr, denn rechts hat man die Mauer so niedrig gelassen, dass man zur Not auch darüber wegspringen kann. Sind die Sicherheitsverhältnisse derartige, dass man von solchen Vorsichten absehen kann — warum führt man das dann nicht wenigstens konsequent durch und drückt dieses Sicherheitsgefühl im Aeusseren wirklich aus? Schön ausdrücken lässt sich alles und jedes. Und mit je weniger Worten und mit je weniger Steinen es geschieht, um so schöner ist es oft.

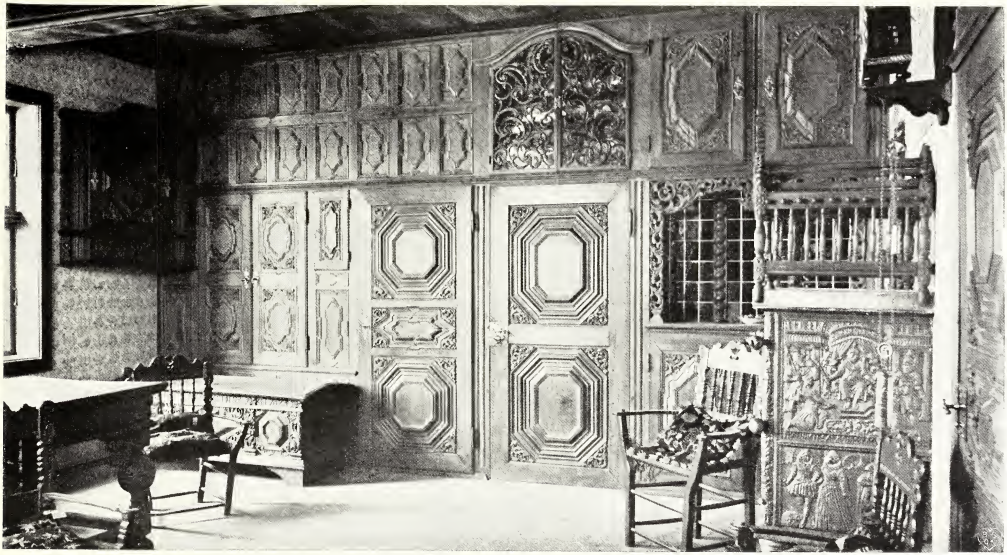

Abbildung 45

Alles in allem machen die Neubauten unserer Dörfer einen ärmeren Eindruck, als die früheren, ganz abgesehen von ihren moralischen Qualitäten. Ich bin nicht unterrichtet, ob dieser Eindruck tatsächlich der Vermögenslage entspricht. Doch würde man einen Trugschluss begehen, wollte man der Armut, wäre sie da, das klägliche Aeussere unserer neuen Bauernhäuser in die Schuhe schieben. Ich kenne ganz arme Gebirgsdörfer, deren Aeusseres doch ganz entzückende Formen in der Armut zeigt, weil sie die Tradition erhalten und weitergebildet haben. Und von den schlimmsten Folgen der Verwahrlosung kann man ja auch bei unseren Gegenbeispielen nicht reden; denn ich habe Beispiele gewählt, die leidlich ordentlich und sauber gehalten waren. Was uns so niederdrückt, das ist lediglich der Ausdruck von vollkommener Charakterlosigkeit bei dieser unserer Bauerei. Wie prächtige alte Gesellen müssen das gewesen sein, die einst jene alten Häuser schufen!

Zum Schluss noch Abb. 10. Hier kann auch von Armut gar keine Rede sein. Das kindische Tür-Gebäu ist vollständig überflüssig und verdankt lediglich dem eiteln Wunsch sein Dasein, auch so was zu haben, wie dort in der Stadt steht. Ein junger Maurermeister hat's noch warm daher mitgebracht. Ich will auch verraten, wo er's her hat, wenn's niemand weitersagt: vom — Reichspostamtgebäude dort.

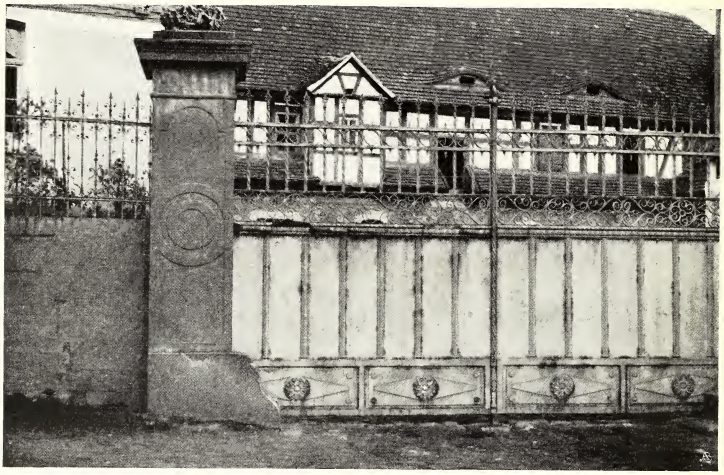

Abbildung 46

Wenn ich nicht mit dem Raume rechnen müsste, könnte ich fortfahren schier ins Unendliche, Würde und Gemeinheit so zu konfrontieren. Stoff dazu ist, Gott sei Dank und leider, genug da.

An den Beispielen der vier Torwege aus den vier verschiedenen Zeiten lässt sich deutlich erkennen, nach welcher Richtung die Entwicklung des ländlichen Bauens gegangen ist. Ich möchte nun in dem Folgenden eine Reihe von Bauernhausanlagen vorführen, aus denen sich

speziellere Gesichtspunkte für diese Bautypen gewinnen lassen.

Abb. 11 und 12 sind schöne und charakteristische Beispiele für die bescheidene Bauernhausanlage an der Dorfstrasse. Die Giebelseite ist der Strasse zugekehrt und es entsteht dadurch von selbst an der senkrecht zur Strasse stehenden Hauptfront des Wohnhauses der geräumige Hofplatz, der nach vorn zu wieder mit hoher Mauer und Torweg abgeschlossen ist. Das Ganze bildet mit seinem unregelmässigen Fachwerk, der offenen Galerie links in der Front und dem hohen Dache eine vortreffliche Anlage, gegen deren praktische Anordnung und Gestaltung nirgends etwas einzuwenden sein wird. Bei diesem Hause, sowie bei manchem der folgenden liegt ein hoher Reiz der Erscheinung im Fachwerk. Da man aber auch bei den modernen Bauten sehr gerne von dieser Konstruktion Gebrauch macht (nur in grossen Städten hat die Baupolizei es verboten), ist wohl auch gegen die weitere Verwendung nichts einzuwenden. Dass nicht allein in dieser Baukonstruktion die Schönheit alter Bauernhäuser liegt, zeigen die Abb. 20, 22, 30, bei denen massive Mauern verwendet sind. Allerdings sind hier die Wände verputzt, wie es für das Bauernhaus aus mancherlei Gründen das natürliche ist.

Ich sprach in Band I schon einmal über die Frage des Ziegel-Rohbaues und des Putzbaues und davon, dass man nicht von vornherein nur eine Art gelten lassen darf.

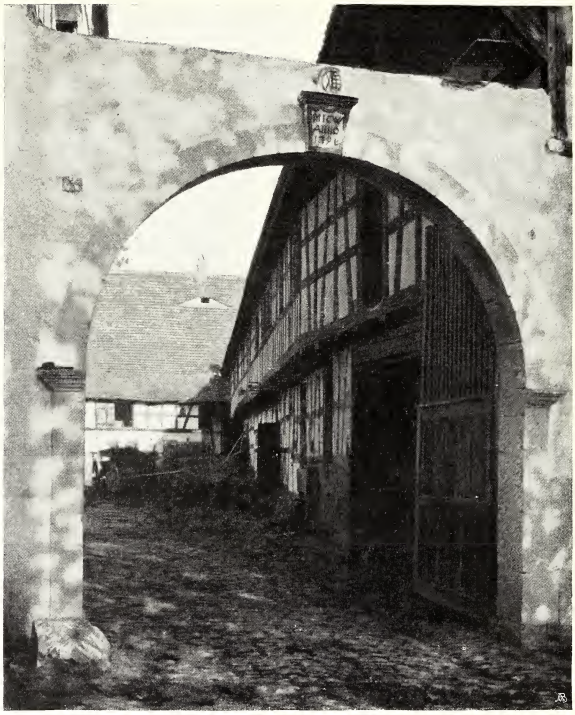

Abbildung 47

Die alte und wohl berechtigte Tradition unserer Dorfbauten in Mittel- und Süddeutschland zeigt den Putzbau, wobei wohl neben ausschliesslichen Materialfragen die

Abbildung 48

Beobachtung massgebend gewesen ist, dass die weiss oder auch stark farbig getünchten Häuser sehr freundlich aussahen, während dem Ziegelrohbau leicht etwas

Abbildung 49

Düsteres anhaftet. Immerhin lässt sich bei richtiger Verwendung auch das vermeiden, wenn man die vortrefflichen Bauformen, wie sie an der Nordküste Deutschlands Tradition waren, dort weiter verwenden würde. Was man dagegen heute unter Ziegelrohbau versteht, der heut überall fast ausschliesslich verwendet wird, das sieht meist aus wie auf Abb. 13, 16, 19. Die schauerliche Oede eines solchen Gebäudes soll dann durch die vorgestreckten Ziegel und Gesimse unterbrochen werden, was den Ein-

Abbildung 50

druck nur noch trauriger und dem Zuchthaus ähnlicher macht.

Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus lässt sich nichts gegen unsern heimischen Putzbau einwenden, nicht ein-

Abbildung 51

mal, dass er teurer ist, wie ich im Vorhergehenden schon einmal bemerkte. Die Verblendziegel und das Fugen kosten eher etwas mehr, als ein guter Mörtelputz. Auch

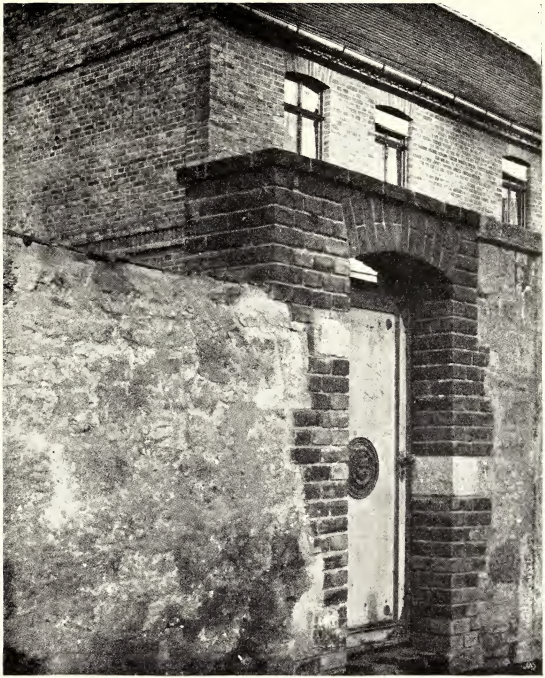

Abbildung 52

dass ein solcher nicht haltbar ist, lässt sich nicht behaupten, denn recht alte Bauten stehen noch mit ihrem alten Putz. Dass sich aus Chausseestaub und Wasser

Abbildung 53

kein guter Putz herstellen lässt, ist natürlich; bei allen Bauausführungen ist es notwendig, gute Materialien zu verwenden. Dass hie und da einmal eine Reparatur auch an gutem Putz notwendig wird, ist möglich, ist aber an einem Bau, der an allen Teilen erhalten sein will, nichts Besonderes. Man könnte eher den Putzbau als das haltbarere hinstellen, denn unter dem schirmenden Putzüber-

zug, der leicht erhalten oder erneuert werden kann, halten sich die Mauersteine gegen Einflüsse von aussen vollkommen intakt, während der blanke Ziegel viel leichter der Verwitterung ausgesetzt ist, sich aber nicht ohne weiteres erneuern lässt. Da auf dem Lande die Bauern das Verputzen und Weissen ihrer Häuser oft selbst machen, ist es nicht einmal eine wesentliche Ausgabe, dagegen hält bei ihnen die Wachsamkeit über das stets schmucke Aussehen des Hauses moralische Eigenschaften wach, die nicht mit Geldeswert gemessen werden können. Ich mache schon seit Jahren meine Beobachtung über die Tatsache, dass fast alle Inhaber der gut geputzten und geweissten Bauernhäuser zu jenem kernigen echten Schlage gehören, wie man sich den „Bauer" von ehemals vorzustellen pflegte, während in den unverputzten Ziegelrohbauten, die keiner Pflege bedürfen, meist Leute wohnen, die die Züge des Proletariers tragen. Es klingt sonderbar, aber ein Jeder kann die Beobachtung selbst machen.

Man fasse nur ein Haus, wie das auf Abb. 15 und dann das auf Abb. 16 recht ins Auge — genau so wie diese Häuser, so sehen auch ihre Inhaber aus. Und wer auch nur noch eine Spur von Schätzungsvermögen durch das Urteil seiner Augen hat, dem wird das hier zu fällende Urteil nicht zweifelhaft sein.

Die hier folgenden Abbildungen bis Abb. 23 werden alle, ein jedes in seiner Art, dies Urteil bestätigen. Wer bis hierher mit Interesse gefolgt ist, wird allein aus den

Abbildung 54

Bildern das herauslesen, was mit Worten noch über sie zu sagen wäre. Die Gegenbeispiele sind ja auch von einer Einförmigkeit, dass niemand es merken würde, wenn ein und dasselbe Haus so und so oft in diesem Buche verwendet worden wäre. Doch liegt das nicht an der

Wahl der Bilder, sondern an den Häusern selber, die heut überall nach demselben trostlosen Schema gebaut werden. Wenn es so weitergeht, wird man in fünfzig Jahren ein umfassendes Weltbild malen, wenn man vier oder fünf dieser Häuser nebeneinander abbildet.

Ein sehr seltsames Beispiel für die neue ländliche Bauerei war mir das Haus auf Abb. 25, das ich auf einem Dorfe von einem Bauern erbaut fand. Bis jetzt hatten die ländlichen Maurermeister sich damit begnügt, die alten Bautypen aller ihrer Reize zu entkleiden und sie zu Proletarierkasernen zu degradieren. Hier erscheint mir zum ersten Male bei einem Bauernhause der Versuch, das Haus über diese Sphäre zu erheben. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist so charakteristisch, dass sie Bücher redet. Die ganze unsinnige Erziehung, mit der man nun seit Jahrzehnten die Bauleute bedacht hat, wird hier mit einem hellen Schlaglicht beleuchtet. Also auf diese Basis ist heute das deutsche Bauernhaus gekommen, dass es in seiner Steigerung so aussieht. Das jämmerliche Gebilde, von dem man vor 10 und 20 Jahren in der Stadt behauptete, dass es den Schätzen unserer Renaissance nachgebildet sei, ist also jetzt glücklich bis zum Dorfhause heruntergekommen. Ueber das Haus selbst ist kaum noch etwas zu sagen. Seine ganze Anlage entspringt längst nicht mehr der Tradition des alten Bauernhauses, das immer zugleich ein Hof war, d. h. dessen Wohnhaus, Scheune und Tenne einen Hof umschloss, der auf seiner vierten

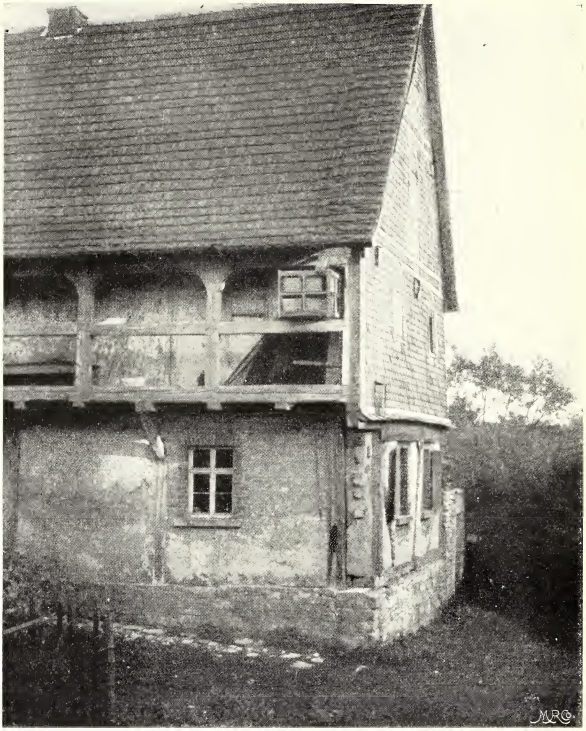

Abbildung 55

Seite von der Mauer und dem Hoftor abgeschlossen wurde. An sich wäre das ja noch kein Unglück, wenigstens kein

Grund, dass der Ausdruck des Hauses ein gemeiner würde; man könnte höchstens darüber klagen, dass der Charakter des Hauses seinem Zweck und Stil entfremdet würde. Auch dieser Typus des langgestreckten Hauses, dessen Dachfirst parallel zur Strassenflucht läuft, wäre schliesslich gut zu gestalten, wie Abb. 24 zeigt. Ganz sicher stammt auch dieses Haus nicht vom deutschen Bauernhaus ab, obgleich es ein Wohnhaus für einen Bauern ist. Auch seine Herkunft weist mehr auf das städtische Haus hin, aber nicht auf den verzweifelten Stadthausstil, wie ihn unser heutiges Bauelend dort gezeitigt, sondern auf das höchst kultivierte Landhaus, wie es sich Städter im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem Lande bauten. In Gegenden, in denen ein Fürstenhof seine Besitzungen hatte, Arbeiter- und Beamtenhäuser anlegte, seine Förstereien und Gärtnereien herausschob und sie in einem mehr städtischen Stil bildete, reizte ein solcher auch die Landleute zur Nachahmung. Ist es nun im allgemeinen für das deutsche Bauernhaus nicht das Wünschenswerte, wenn städtische Bauten Vorlagen sind und umgekehrt, so kam doch damals kein gemeines Resultat heraus, so lange die Vorbilder so gute waren. Das Resultat wurde das kleine bescheidene Landhaus, das zwar ländlichen Zuschnitt hat, aber doch keine eigentlichen Bauern zu seinen Bewohnern zählt. Beim Thema Kolonien wird uns dieser Typus ganz besonders wichtig werden.

Neben den mit der Zeit so hoch entwickelten Bau-

Abbildung 56

typen selbst, die man verfallen lässt, geht auch noch eine andere Geschicklichkeit verloren: die Ausnutzung des jeweiligen Terrains und die Gruppierung der ganzen Anlage.

Abbildung 57

Es scheint, dass das Gefühl dafür den Bauern von ehemals derartig in Fleisch und Blut übergegangen war, dass sie darin nie einen Missgriff begingen. Es ist fast unbegreiflich, wie in verhältnismässig kurzer Zeit eine ganze — ich möchte hier sagen: Kunst — vollständig verloren gehen konnte. Die Methode, nach der man heute die Häuser in dem Terrain gruppiert, spottet jeder Beschreibung. Es ist, als ob ein Blinder die Bebauungs-

Abbildung 58

pläne machte. Und zwar nicht nur hie und da, sondern überall und überall. Jeder, der sich das Gefühl dafür bewahrt hat, erkennt bei den alten Bauten sofort die fast gesetzmässige Notwendigkeit, mit der das Haus in der und der Form an einer bestimmten Stelle seinen Platz fand. Heute geht es auch nach einer regelmässigen Gesetzmässigkeit, nur nach einer von negativer Natur; nach der nämlich mit grösster Funktionssicherheit ein jedes neue Gebäude sich neben den Ort setzt, an den es organisch hingehört.

Das klingt fast paradox, doch bestätigt jede neue Beobachtung die Behauptung. Beim Thema Städtebau wird

sich ganz besonders die Gelegenheit ergeben, davon zu zeigen und zu reden.

Hier nur einige Beispiele dafür. Bei Abb. 26 und 27, die beide dasselbe Haus darstellen, ist es sofort erkennbar, wie gut das so bescheidene Hüttlein seinen Platz behauptet. Auf einer Anhöhe über dem Dorfe schiebt es sich so vor, dass seine Ostseite (Abb. 27) sich auf den Kellerfundamenten ziemlich hoch erhebt und die Fenster der (von oben zu ebener Erde zugänglichen) Räume nach Osten zu das ganze Tal beherrschen, während die breite Südseite mit der Haustür sich dem Platze zuwendet, Abb. 26, und die Westfront sich halb hinter ein Nebengebäude versteckt. Die Nordseite nimmt der kleine Hof ein. Gegenüber der Haustür beginnt der kleine Garten, der sich hart am Abhange an der Höhe hinzieht und von dem aus steinerne Stufen dicht am Hause herabführen, Abb. 27. Neben der Türe vorn die steinerne Bank mit der Katze vollendet das Bild von einer fast Ludwig Richterschen Anmut. Die Ursache davon ist n i c h t, dass das Haus etwas reparaturbedürftig ist, sondern der gute Geist der A n l a g e.

Ich habe das Haus nicht betreten können und weiss daher nicht, wie die Innenräume sind. Nach dem Aeussern zu urteilen, könnte ein sauber gehaltenes Zimmerchen, wie es die beiden geschickt angebrachten, gekuppelten Fenster auf der Ostseite verraten, wohl zum Wohnen einladen. Aber auch gesetzt den Fall, die Raum-

Abbildung 59

lösung wäre noch keine vollendete — wäre es nicht gerade deswegen eine Aufgabe, an dieser weiterzuarbeiten, ohne den Schatz der hier aufgespeicherten Formgestaltung, Gruppierung, Anlage und Aufbau zu verlieren?

Wohin man gekommen ist, als man diesen Schatz der

gesammelten Erfahrungsfülle zu verachten anfing, bis man ihn verlor, zeigt Abb. 28. Das Haus ist irgendwo hingesetzt, irgend eine schiefe Ebene führt als Weg irgendwo herauf, irgendwo ist die Gatterpforte angebracht. Man hätte alles genau so schlecht auch anders legen können. Dass das Terrain seine Gesetze in sich trägt und dass es gleichsam seine Gestaltung durch Menschenhand herausfordert — davon ist kein dumpfes Erinnern mehr übrig geblieben.

Eine andere gute Anlage zeigt Abb. 29. Hier zieht sich rechts von den Häusern ein tiefeingeschnittener und abfallender Felsenweg hin, während der Abhang zur Linken eine Terrasse bildet, von der aus das Hauptgeschoss der Häuser ebenerdig zugängig ist, ihre Fundamente aber mit den Kellern auf den Felsen nach der Tiefe zu abfallen. Auch hier herrscht das wohltuende Gefühl, dass sich die Gebäude dem Terrain organisch anschmiegen, was die Benutzung zu einer natürlichen und daher angenehmen macht. Der Einwand, dass eine solche Bauart teurer sei, als die heut übliche, kann nicht aufrecht erhalten werden. Denn hinter den hohen Futtermauern liegen die Kellerräume, deren Sohle der gewachsene Fels ist, aus dem wahrscheinlich die Bausteine gebrochen worden sind.

Abb. 30 ist ein Bauernhof, der wohl aus einem alten, einst befestigten Sitz hervorgegangen ist. Die hohen Untermauern, auf denen sich die beiden Flügel erheben,

Abbildung 60

weisen deutlich auf eine einstige Umwallung hin. Nur der Keller wegen hätte man den Bau wohl kaum so stark erhöht. Die neuern Gebäude sind durchaus als Bauernhof errichtet, wie ihre Bauart es beweist. Es ist bemerkenswert, was für einen ausserordentlich stattlichen Eindruck die ganze Anlage macht.

Ein anderer Typ ist das einzeln stehende Bauernhaus.

Abbildung 61

Der Bauer, der früher sein Haus abseits von der gemeinsamen Ansiedlung anlegen wollte, muss dabei einer so sicheren Tradition gefolgt sein, dass er nicht fehlen konnte. Aber auch diese Ueberlieferung hat sich doch nur von Fall zu Fall entwickelt durch ein immer feineres Erfüllen der Forderungen, so dass jeder einzelne der Mitschaffenden den Anspruch auf einen Teil des Ruhmestitels hat. Immer steht das Haus am richtigen Platz, immer passt es zur Landschaft, immer scheint

Abbildung 62

es uns, als ob wir vor einem grossen Organismus stehen.

Man betrachte Abb. 31. Das Dach, das in seiner Silhouette den Bergzug wiederholt, mit seinen drei ehrlichen Augen, die freundlichen, weissgeputzten Wände, die

vorgeschobene Terrasse der Gartenanlage, die Linde am richtigen Ort gepflanzt, um ohne Symmetrie doch das Gegengewicht zur Masse des Hauses zu halten.

Abb. 32 zeigt ein einzeln stehendes Bauernhaus, das noch dazu inmitten eines Talkessels liegt, auf einem Platze, der ringsumher von allen Orten zu sehen ist. Auf demselben Grundstück stand früher ein altes Haus, und ich hatte auf allen Spaziergängen meine Freude daran, wie überall der hohe, weisse Giebel hervorlugte mit dem runden Fenster darin und so gleichsam einen natürlichen trigonometrischen Punkt bildete, dem man nirgends entgehen konnte. Ueber den Eindruck, den's heute macht, ist wohl nichts weiteres zu sagen.

Noch eindringlicher erkennen wir die grosse Kunst, Bauanlagen zu einander zu gruppieren in Bildern, die grössere Komplexe gemeinsam zeigen. Abb. 33 ist ein gutes Beispiel dafür. Ein jedes der Häuser, das in diesem gesegneten Tale liegt, hat einen anderen Besitzer. Ein jeder hat sein Haus einzeln für sich gebaut. Und doch bilden sie zusammen eine Einheit, als ob ein grosser Künstler ein entzückendes Gesamtbild hätte schaffen wollen. Aber bei der Bewunderung vor dem Bilde dürfen wir nicht stehen bleiben. Es ist meine Ueberzeugung, dass jenes Etwas, was uns diese Erscheinung „wundervolles Bild" nennen lässt, ja im Grunde gar nichts anderes ist, als die rasch mit dem Augenurteil geholte

Abbildung 63

Bestätigung, dass diese Häuser da unten vortrefflich angelegte Wohnstätten sind, in denen sich Menschenglück niederlassen kann, wenn die Menschen es nur wollen.

Abbildung 64

Dass natürlich auch die beste Anlage und Bauart nicht fähig ist, unhygienische Einrichtungen und unvernünftige Lebensgewohnheiten aufzuheben, muss immer und immer wieder betont werden, weil die Erfahrung lehrt, dass die beiden Dinge immer wieder in der sinnverwirrendsten Weise verwechselt werden.

Auch Abb. 34 zeigt diese vortreffliche Gruppierung, ebenso Abb. 35. Und doch sind beide Bilder durchaus

Abbildung 65

nichts besonderes in unsern deutschen Dörfern, so weit sie erhalten geblieben sind. Wenn ich die Musse dazu hätte und ich meine Aufgabe darein setzen wollte, so wollte ich hunderte und aber hunderte in kurzer Zeit zusammenbringen, die gleich schön und noch weit schöner sind. Jeder, der die verschwiegenen Reize unseres Heimatlandes kennt, wird das zu bestätigen wissen.

Und all diese Herrlichkeit soll nun binnen kurzem vernichtet werden, weil die Besitzer derselben keine Ahnung davon haben, dass, wenn einst alles verloren und

geschändet ist, man dann Schätze darum geben wird, das Verlorene wiederzugewinnen!

Die nächsten Bilder führen uns zur Beobachtung von Dorfstrassen-Anlagen. Wie in beinahe allen Gebieten der Baukunst von heute herrscht hier auch die negative Observanz: man brauchte nur immer das Gegenteil zu tun, wie es heute Usus, um es sogleich richtig zu machen. Beim Thema Gärten sprach ich schon davon, dass die gewundene Weganlage eigentlich viel mehr für die mit Häusern besetzte Strasse passt, während der künstlich angelegte Gartenweg im allgemeinen viel mehr an die gerade Linie gehalten ist, also tatsächlich umgekehrt, als es Brauch ist. Schon eine Tatsache erhellt dies: die Wege des Gartens sind in der weitaus überwiegenden Zahl von Fällen ganz Kunstprodukt, d. h. sie sind gemeinsam von einem Willen zu einer Zeit angelegt und zwar auf ein Terrain, das ebenfalls meist eben erst geschaffen, d. h. gestaltet wurde.

Dörfer und Städte dagegen sind in den meisten Fällen alte Ansiedlungen und nur selten einheitliche Neuschöpfung eines mächtigen Willens. Ihr organisches Wachstum ist der Art, dass zunächst auf dem noch unkultivierten und unbewohnten Terrain der menschliche Fuss sich seine Pfade bahnt. Die Tendenz eines jeden natürlich gebahnten Pfades ist, die Schwierigkeiten der ursprünglich vorhandenen Terraingestaltung mit möglichst wenig Kraft- und möglichst geringem Zeitverlust zu bewältigen. Die Me-

Abbildung 66

thode, diese Kurve durch die stetig wiederholte Auswahl des Besten durch viele Versuche zu finden, ist die uralte der natürlichen Auslese, wie sie im Kosmos allgemein gilt. Die getretenen Pfade zeigen natürlich auch den Stil des Fussgängers: also keine abgesteckte Bahn, wie der Kunstweg des Gartens, sondern die Zufallsbahn, wie ihr der Fuss nachgeht, wenn er sich die gangbarsten Fussstapfen heraus-

Abbildung 67

sucht. Ein solcher Pfad zeigt im Kleinen manche Knicke und Krümmungen, im Grossen anscheinend regellose Kurven. Wird der Pfad ein begangener, so wird er zum Weg. Wird er ein Verkehrsweg, so wird er zur Strasse. Die Strasse bringt ein anderes Vehikel mit sich: den Wagen mit dem rollenden Rade. Der Stil des rollenden

Abbildung 68

Rades ist aber ein anderer, als der des tastenden, wählenden, prüfenden Fusses. Das Rad rollt gerade aus und der Willen des Lenkers wählt den Weg in Form grosser Kurven. Dadurch entsteht die Radspur, und die Radspur gibt dem Weg seinen neuen Stil. Die kleinen eigensinnigen Kreuz- und Quersprünge des Fusspfades verschwinden und die charakteristischen Kurven des Fahrweges treten dafür ein. Die ursprüngliche Grundidee des Weges, nach der das Terrain auf die sinnreichste Art durch die Auslese von Vielen festgelegt worden war, bleibt natürlich als Kern immer drin stecken.

Bilden sich Ansiedlungen, so lagern die sich in den

Abbildung 69

meisten Fällen längs des Weges. Auch hier bleibt also die natürliche Kurve erhalten, die nur allmählich zu immer grösserer Weichheit abgeschliffen wird. Wächst die einzelne Ansiedlung sich zum grössern Sozialverband, zum Dorf oder zur Stadt aus, so stecken doch auch in ihm und seinem Strassennetz all die kleinen durch lange Auswahl gefundenen Lösungen von alten Wegaufgaben darin, selbst wenn das Terrain längst durch eingreifende Gestaltung verändert ist.

In diesem natürlichen Wachsen liegt das ganze Geheimnis der wundervollen „Bebauungspläne" der alten Städte und Dörfer.

Der Versuch, die Art dieser Anlagen genauer zu

Abbildung 70

untersuchen und sie auch noch von erweiterten Gesichtspunkten aus zu betrachten, wird in dem Bande der Kulturarbeiten über „Städtebau" gemacht. Hier wollte ich nur kurz auf die Bedingungen hinweisen, die für Dorf-Anlagen massgebend sind. Die Abweichungen, die im Stile der Kolonien begründet liegen, werden im zweiten Teile dieses Buches berührt werden.

Abb. 36 und 37 zeigen die beiden Seiten derselben Strasse. Man erkennt deutlich die ziemlich weite und komplizierte Kurve des Weges. Die linke Häuserflucht-

Abbildung 71

linie ist stärker gekrümmt, als die rechte, die Strasse verjüngt sich deshalb nach hinten zu. Da es sich nicht um die grosse Durchgangspassage des Dorfes handelt, sondern um eine Querstrasse, die rechtwinklig auf der Hauptstrasse abzweigt, drücken sich in der Form der Anlage aufs anschaulichste ihre inneren Bedingungen aus. Die Hauptausfahrt von all diesen Bauernhöfen ist der grossen Strasse zu, für das Bild also auf den Beschauer zu. Demgemäss verbreitert sich in der Richtung auf den Beschauer

Abbildung 72

Abbildung 73

Abbildung 74

zu die Strasse immer mehr und verjüngt sich nach dem Hintergrunde zu, wo neben einer schmalen Ausfahrt aufs Feld die letzten kleinen Häuser stehen, die den Blick abschliessen. Es ist schwer, durch Beschreibung der einzelnen Entwicklungsstadien zu schildern, wie solche Feinheiten in die Anlage kommen, aber der Sehende wird ohne weiteres nachempfinden, dass man es hier mit

einem logisch und schön entwickelten Organismus zu tun hat.

Die Lage der Häuser zur Strasse zeigt wieder die hier in meinen Beispielen häufigste Bauart, dass die Giebel der Strasse zu und die eigentliche Hausfront dem Hofe zu liegen. Durch die stete Abwechslung von Giebeln, Mauern und Hoftoren entsteht eine so reizvolle Mannigfaltigkeit, dass es eine wahre Freude ist, diese Dorfstrasse herabzuschauen. Schämen sollte sich derjenige, der die Dreistigkeit hat, auszusprechen, solche Schönheiten zu erkennen hätte der Bauer keine Veranlagung. Glaubt man wirklich, dass all diese Schönheit reines Zufallsprodukt sei? Warum schafft denn dann unsere Zeit nicht mehr ein einziges solcher Zufallsprodukte?

Ganz sicher, der Bauer von heute sieht es nicht mehr, und wo es Einer noch sieht, dann ist es ein Alter, der noch aus einer anderen Zeit herübergekommen ist. Aber er wagt es dann nicht mehr auszusprechen, weil er sich schämt, für dumm gehalten zu werden. Ich kenne solche Alte. Am Ende öffnen sie einem das Herz.

Ganz sicher, der Bauer ist nicht mehr der Alte. Viele Ursachen mögen zusammengekommen sein, eine Korruption ins Volk zu bringen, und diese Korruption findet in dem würdelosen Ausdruck der heutigen ländlichen Bauten ihren sichtbaren Ausdruck. Aber e i n e Ursache davon und zwar eine, die bei unserem Thema von ganz besonders ausschlaggebender Bedeutung ist, steht fest und fällt

Abbildung 75

nicht dem Bauer zur Last: das ist die unsinnige Erziehung, die wir den Verwaltern der ländlichen Bauweise, den Maurermeistern und ach, auch den „Architekten" gegeben haben; denen jahrzehntelang künstlich mit allen Mitteln jede Spur von Achtung und Verständnis für unsere heimatliche Tradition ausgetrieben worden ist und denen man zum Ersatz die jammervollen Vorlagen aufnötigte,

deren sie sich nun in ihrer Ratlosigkeit überall bedienen.

Man werfe einen Blick auf Abb. 38. So bildet man jetzt das Angesicht unserer Dörfer um. Ganz hinten im Hintergrund ahnt man noch etwas von dem, wie die Anlage einst war. Auch die leise Krümmung des Weges war nicht gut fortzubringen. Aber die entsetzlichen stolzen „Fronthäuser", die hier der Bauer dem Bauern in sein friedliches Dorf importiert — Stück für Stück könnte ich sie nachweisen in den Bauvorlagen, die die Regierung in den Baugewerkeschulen u n d, jawohl, u n d in den Polytechniken den Schülern gibt. Das ist das Traurige, aber auch das Tröstliche daran. Denn es steht zu hoffen, dass die ländliche Bauerei von dem Moment an besser wird, von dem an die massgebenden Regierungskreise ein Einsehen bekommen haben und die Erziehung der jungen Generation wieder auf ihre natürlichen Bedingungen stellen.

Abb. 39 zeigt den bebauten Seitenweg eines Dorfes, der langsam die sanfte Steigung der Anhöhe nimmt. Auch hier wieder folgt die Bebauung dem ursprünglichen natürlichen Pfade, was der Lagerung nur zum Besten dient. Man beobachte, wie gut sich die Futtermauer rechts im Vordergrunde an das Giebelhaus ansetzt. Das linke Haus ist mir übrigens noch in einer anderen Beziehung merkwürdig. Es ist einer der ganz seltenen Fälle, in denen ein eigensinniger alter Bauer sein Haus im heimischen Stil wiederaufbaut oder doch in Stand setzt.

Abbildung 76

Wie langweilig dagegen ist das Bild auf Abb. 40, wo man sich die grösste Mühe gegeben hat, die einst gekrümmte Linie der Strasse bei Errichtung des Neubaues so schön zu „regulieren", wie in den Geschäftsstrassen unserer grossen Städte.

Auch Abb. 41 zeigt das äusserst geschickte Anschmiegen der Architektur an die natürliche Wegeführung. Wie gut sind hier die drei Gebäudekörper zu einem Ganzen verschmolzen. Auch der Weg auf Abb. 42

zeigte ursprünglich noch die natürliche Kurve. Heut löst man sie, wie man aus dem Bilde erkennt, in ein paar starre Knicke auf, was weder „praktische", noch andere Vorteile bringt, wohl aber der Denkfaulheit vor dem Reissbrett so angenehm ist.

Auch 43 ist ein eigenartiges Dorfstrassenbild, für dessen Beobachtung das Vorausgesagte gilt.

Wie der Sinn für echte Gestaltung auch für jedes Nebending abgestorben ist, davon reden die nächsten Bilder. Ein Bauer, der dies eiserne Schlossertor (Abb. 44) bezahlen kann, muss übriges Geld haben; irgend welcher Mangel hat hier nicht Gesetze vorgeschrieben. Die Züge des alten Hauses verraten, wie das einstige Tor ausgesehen hat und wie sie durch das neue entstellt werden. Goethe sagt schon einmal:

> „Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen,
> Verziertes aber spricht der Menge zu."

Goethe hat unsere Zeiten nicht mehr erlebt und es wäre ungerecht gegen das Volkstum von damals, dem sein Wort gilt, diesem Wort einen verächtlichen Beigeschmack zu geben. Auch in dem Jahr noch, als Goethe starb, lebte bis zum niedrigsten Mann noch soviel gesunde Tradition, dass auch das „Verzierte", was ihm zusprach, uns heute noch Vorbild und Beispiel sein könnte. Ich habe noch kein Möbel gesehen, das vor 1832 entstanden wäre und strenger Prüfung nicht hätte bestehen können.

Abbildung 77

Das trifft auch in Fällen zu, wo bäuerischer Geschmack nach Zierrat strebte. Wohin solcher Drang einst beim reichen Bauern führte, zeigt Abb. 45, die eine Stube aus der Wilster Marsch darstellt. Das ganze Prunkzimmer ist vom vortrefflichsten Formenverständnis geleitet. Es gibt auch noch naiver Verziertes, aus früheren Zeiten, als dieses ausgesucht schöne Beispiel aus einer reichen Bauernstube. Aber es dürfte schwer fallen, irgend ein Beispiel aus der Zeit vor 1800 zu finden, dessen Zierat einen Ausdruck von Gemeinheit zeigte.

Wie ein böses Beispiel ansteckend wirkt, zeigen die Abb. 44, 46, 48 und 50, die alle demselben und einem

benachbarten Dorfe entnommen sind, während die andern Dörfer der Umgebung noch etwas treuer bei ihren hölzernen Hoftoren beharren.

Dass für diese Tore dem Material des Eisens vor dem des Holzes kaum Vorteile, wohl aber viele Nachteile zukommen, davon sprach ich im Bande „Gärten" schon so eingehend, dass ich auf diese Stelle verweisen muss, um zu häufige Wiederholungen zu meiden. Es ist charakteristisch, wie mit jedem Jahre die Gestaltung des Tores schlechter wird. Abb. 46 ist das älteste der Gegenbeispiele. Schön ist es nicht, aber dass man es noch hässlicher machen kann, beweisen die folgenden durch ihr Vorhandensein und zwar in steigender Reihe 48, 44 und 50. Auch die eiserne Tür auf Abb. 52 gehört in diese Kategorie. Dieser Eingang ist noch besonders lehrreich, weil er recht ruinös ist und trotzdem nicht schöner dadurch geworden ist — ein gutes Beweismittel gegen diejenigen, welche immer behaupten, die alten Häuser seien nur durch das Alter so „malerisch" geworden. Welche trostlose Proletarieratmosphäre spricht aus einem Bilde wie 52, wenn man es gegen die selbstsichere Erscheinung des Bildes 51 hält.

Abb. 53 möchte ich noch mit anführen, als die eigenartige Gestaltung eines bäuerlichen Hauseingangs.

In Abb. 54—59 durchlaufen wir nochmals kurz die Haupttypen der Wandelungen, die man in langen, langen Zeitläufen in einer bestimmten Gegend an den Bauern-

Abbildung 78

häusern feststellen kann. Abb. 54 ist der älteste Typus, den ich erhalten kenne; der einsame und daher einst befestigte grosse Hof, dessen Bauformen mehr von der Burg, als dem Bauernhause stammen. Abb. 55 gehört der Holzarchitektur an, wie sie sich seit der deutschen Renaissance beim Bauernhause ausbildete und wie sie oft mit grossem Reichtum der Zierformen ausgestaltet wurde. Diese letzteren sind ja oft genug gerühmt und für ihre Erhaltung

Abbildung 79

sind Schritte getan worden. Noch viel zu wenig ist aber die Erkenntnis aufgegangen, dass die einfachen unverzierten Gestaltungen für die Architektur von keinem geringeren Werte sind. Meine eigene Ueberzeugung ist sogar die, dass sie für uns heute wichtiger sind. Erstens deswegen, weil der weit grössere Teil der praktischen Aufgaben von heute aus wirtschaftlichen und anderen Gründen auf jeden verteuernden „Schmuck" verzichten muss, und jene unverzierten alten Bauten eine eindringliche Ermah-

Abbildung 80

nung vorstellen, dass auch ohne hinzutretende Ornamentschmuckformen das Haus in seiner Gesamtheit ein „Schmuck" sein kann. Zweitens, weil auch schon in jenen älteren Zeiten die reichgeschmückten Häuser nicht immer die beste Gestaltung repräsentierten. Ein wirklich hässliches Protzentum konnte damals bei dem wundervoll geschulten Handwerk nicht recht zum Ausdruck kommen, denn auch die oft recht unnötig überladenen Fassaden, Türen, Balken und Füllungen waren stets mit so viel echtem Kunstgefühl ausgeführt, dass dies letztere mit allem versöhnt. Aber man muss endlich einmal aufhören, den

Wert historischer Bauten nach der Zahl ihres Schmuckes einzuschätzen. Es ist einfach tragisch, zu sehen, dass die einfache Tatsache, dass Etwas reiche Ornamentik auf sich sitzen hat, genügt, um den Gegenstand gesetzlich vor Zerstörung zu schützen, mag seine Gestaltung an sich hervorragend sein oder nicht. Nur Verziertsein heisst die Tugend, die heute ein altes Haus vor seiner Zerstörung retten kann. Alte Lösungen von Bauaufgaben, die einfach klassisch genannt werden müssen, gehen unrettbar mit samt ihrem Schatze von gesammelter Formen- und Erfahrungs-Erkenntnis dahin, während dicht daneben die mit Blindheit geschlagene Menschheit dahintappt.

Abb. 56 ist ein neueres Haus, das noch ganz naiv in der alten bäuerlichen Bauweise des Fachwerks weitergebaut ist. Als ein recht amüsantes Gegenbeispiel setze ich Abb. 57 daneben, an dem man erkennen mag, was man heute macht, wenn man ebenfalls Fachwerkbauten aufführt. Abb. 58 und 59 endlich sind neuere Bauernhäuser (wohl vom Anfang des 19. Jahrhunderts), in denen gewisse Momente des bürgerlichen Landbaustiles mit aufgenommen zu sein scheinen (auch von Abb. 18 gilt dies). Man betrachte nur die Giebel, um sofort zu erkennen, was ich meine. Aber trotz dieses Verlustes an eigentlichem Bauerncharakter sind es gute liebe Häuser, die eben nur Uebergangsformen darstellen, wie sie sich ja überall zwischen gesonderte Gattungen verbindend einschieben. Der

Abbildung 81

zweite Teil dieses Bandes über Kolonien handelt ja vorzugsweise von solchen. Immerhin muss man sich klar darüber sein, dass mit Uebertretung dieser Grenzlinie das eigentliche deutsche Bauernhaus aufhört.

Das Dorfbild wird nicht allein von den bäuerlichen Wohnhäusern gebildet, sondern gerade die wirtschaftlichen Zwecken dienenden Baulichkeiten nehmen den räumlich überwiegenden Teil ein. Besonders bei grösseren Anwesen und bei Gütern werden sie fast bestimmend für den Gesamteindruck.

Ich brauche die grundlegenden prinzipiellen Betrach-

tungen, die sich an unsere nächsten Bilder schliessen, kaum zu wiederholen, da sie im Grunde doch wieder auf dasselbe herauskommen. Es kommt mir bei ihnen auf einige kleinere Beobachtungen an, die ich immer kurz andeuten will. — Man besehe sich Abb. 60 und 61 und man wird finden, dass fast alles früher Gesagte wörtlich auch hier passt. In beiden Fällen handelt es sich um massive Mauern und einen hölzernen Dachstuhl mit Ziegeldeckung. Sollte bei der Scheune auf Abb. 61 wirklich grössere Sicherheit gegen Feuersgefahr sein, so liegt das weder in den einzelnen Formen, d. h. den Details, noch in den grossen Formen der Anlage, der Gruppierung und Lagerung. Es liesse sich bei denselben Bauformen, wie auf Abb. 60, dieselbe Sicherheit erzielen. — Man bemerkt auf allen diesen und den folgenden Abbildungen, dass die Giebeleindeckungen in grossen und schön durchgebildeten Kehlen ausgeführt sind, während bei den neuen Bauten immer die fatalen zerschnittenen Dächer zu sehen sind, die mit Zinkeinlagen gedichtet werden (wie bei Abb. 62 rechts neu hinzugefügt). Wenn wir auf modernen Bauten keine Dächer mit so harmonischer Bildung, wie bei den alten sehen, so ist dies kein Wunder, denn auf unsern Bauschulen wird ja allgemein gelehrt, in „früheren Zeiten" hätte man Dachkehlen und Dachluken sorgfältig ausgekehlt, das sei aber sehr schwierig und man „mache das heute nicht mehr". Das alte Märchen von der Undichtig-

Abbildung 82

keit solcher Dächer und ein Loblied auf das Zinkblech wird gewöhnlich angehängt.

Auch bei Abb. 62 erkennt man wieder die wundervollen Gestaltungsmöglichkeiten bei solchen einfachen Aufgaben, die gerade hier so am Platze sind, weil die Formen sehr einfache sein müssen und kein anderer Schmuck hinzutreten kann. Aber wenn das Auge den kräftigen und dabei doch so anmutigen Linien der grossen Kehle, der senkrechten Giebelwand und dem

Abbildung 83

Viereck des Tores nachgeht, wird es kein Verlangen nach anderm Schmuck haben, sondern sich stetig wieder an

Abbildung 84

der rein plastischen Durchbildung dieses Formengebildes erfreuen.

Zu welchen oft direkt monumentalen Gestaltungen frühere Zeiten auch bei solchen Wirtschaftsgebäuden kamen, zeigt Abb. 63. Sie wird auch damals zu den Seltenheiten gehört haben, wie auch heute noch Anlagen von solcher Grösse, Umfang und Wert nicht häufig sein

werden. Dass diese heute aber nie vorkämen, lässt sich doch nicht behaupten. Schon Abb. 64 zeigt ein neues Wirtschaftsgebäude von ansehnlicher Grösse. Käme es darauf an, so liessen sich wohl noch Beispiele von weit grösserem Umfang und Höhe beschaffen, besonders wenn man dabei die Kornspeicher etc. von Häfen, Fourage-Magazinen etc. heranzöge. Aber wie kläglich ist die Form, die man in allen solchen Fällen wählt. Nicht, weil das Geld fehlt. Für solche Aufgaben werden meist immer noch ganz ansehnliche Summen „für die Ausstattung" verwendet.

Abb. 65 ist die einzeln stehende Scheune eines Gutes, die ziemlich spät, wohl gegen Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet ist. Trotz der sehr einfachen, fast geometrischen Formen ist eine Feinheit der Verhältnisse und dementsprechend eine angenehme Gestaltung erreicht, die das Gebäude in seinem Sinne direkt schön macht. Man wäge es nur mit den Augen gegen den kläglichen Eindruck der üblichen neuen Scheunen ab.

Bei Abb. 66 liegt der kräftige, fast monumentale Eindruck neben den übrigen Verhältnissen zum guten Teile an dem Strebepfeiler, der nicht allein rein konstruktiv die Mauer stützt, sondern auch für das Auge das Feste und Solide begreiflich macht. Selbstverständlich darf man nun nicht annehmen, dass solche Bauformen, wie Strebepfeiler etc., rein als Attrappen verwendet werden dürften. Sie werden auch nur dann ihre

Abbildung 85

wohltuende Wirkung für das Auge ausüben, wenn aus dem Sinn des Ganzen ihre Berechtigung hervorgeht. Aber wie selten greift man noch zu diesen natürlichen und anschaulichen Mitteln.

Abb. 68 und 69 sind Gutshöfe. Auf ersterer ist an der rechten Seite ein Stück neue Hauswand eingeschoben worden, die man sofort als neu erkennt. Man

hat sie natürlich unverputzt gelassen und ein hohes schmales Fenster eingesetzt, mit einem Stichbogen darüber. Man wird nach dem einfachen Augenurteil erkennen, dass das Fenster nicht gut zum Hause steht. Es hat seine Herkunft von der Palastfassade, nicht vom Bauernhause. Nun liegt hinter dem Fenster aber kein Palastraum, sondern eine Werkstätte. Um diese wirklich gut zu erhellen, ist das Fenster zu schmal. Man hätte eine stärkere Breitenentwicklung bringen müssen. Früher hätte man das nach der hier massgebenden Tradition nicht durch einfaches Verbreitern des einen Fensters, sondern durch Verkuppeln von zwei oder gar drei Fenstern erreicht, was die Raumteilung zu einer besonders guten macht (siehe auch Abb. 96). Das Fenster ist aber nicht allein zu schmal, es ist auch zu hoch, d. h. es geht zu tief herunter. Hinter dem Fenster steht der Werktisch. Es ist nun eine von Jedem leicht zu machende Beobachtung, dass das Licht für die Augen angenehmer und an benutzbarer Helligkeit nicht ärmer ist, wenn die Unterkante des Fensters etwas höher liegt, als der Fenstertisch. Das Stück senkrechter Wand, das nun hinter dem Tisch und unter dem Fenster liegt, wird ein dunkler Hintergrund für die hell und etwas von oben beleuchteten Gegenstände auf dem Tische. Man kann sich leicht durch einen Versuch von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugen.

Abb. 70 und 71 zeigen zwei ländliche Einfahrten. Die eine hat die vornehmen Formen des 18. Jahrhun-

Abbildung 86

derts, wie sie sich besonders bei Gütern ausgebildet hatten. Die andere möchte seine ländliche Existenz gern verleugnen und sich mit städtischer Eleganz schmücken. An sich läge nicht das geringste sachliche Hindernis vor, die Anlage auf 71 auch so behaglich und praktisch zu gestalten, wie auf 70. Nur der irregeführte Sinn der Erbauer und Bewohner wird das unüberwindliche Hindernis.

Abb. 72 ist ein Stück aus einer ganz wundervollen Gutsanlage. Die Gebäude bilden durch ihr Zurückspringen, Vorlagern und die verschiedenen Dachvariationen ein reichgegliedertes Ganzes, ohne dass sie auch nur im kleinsten Teile ein Uebermass an Gliederung oder Einzelheiten zeigten. Im Gegenteil sind alle Teile bis aufs äusserste einfach gestaltet. Auf Abb. 73 ist der Turm hinten eine Zutat, die gewiss nicht zur sachlichen Lösung notwendig war. Die Gebäudegruppe hat nichts durch ihn gewonnen. Aber zu so etwas ist Geld da.

Abb. 74 ist eine ebenso schöne Gutsanlage wie 72, nur noch erheblich grösser. Leider ist sie im Stadium der Verwahrlosung; das alte Schloss ist eine Wohnung für kleine Leute geworden und so geht die ganze Herrlichkeit ihrem langsamen Ruin entgegen. Und es findet sich niemand, der diesen alten Besitz rettet, der an einem grossen Strome auf das malerischste gelegen ist. Was liesse sich aus so einer alten Anlage für ein Sommersitz machen!

Die übrigen Bilder, die ich hier im ersten Bande noch zeige, sind Gutsgebäude von guter Lagerung der einzelnen Bauteile zu einander. Man beachte, wie schön sich bei Abb. 75 die beiden Häuser durch die oben mit Ziegeln abgedeckte kleine Pforte verbinden, wie sicher das Haus rechts durch die vorgelagerte Treppe wird. Abb. 76 zeigt dieselben beiden Häuser

Abbildung 87

von aussen, wo sie eine nicht minder glückliche Harmonie ergeben.

Abb. 77 ist ein Gutshof in der Mark. Bei sehr einfachen Formen zeigt er vortreffliche Verhältnisse und schöne Gruppierung. Zu beachten dabei ist, dass sich der Seitenflügel mit seinem Giebel bis an die Strassenflucht heranschiebt, während die niedrige lange Fassade

des Hauptgebäudes zurückspringt und ein ansehnlicher Garten zwischen ihr und der Strasse entsteht. Die Zinkeinlage in der Kehle ist Zutat neuer Zeit.

Abb. 78 zeigt das Seitengebäude eines grösseren Mühlenhofes, der im Oberstock kleine Wohnungen von Angestellten enthält. Im Parterre befinden sich Wirtschaftsbetriebe. Das ungekünstelte Steingeländer im Vordergrund fasst eine Quelle und ein Wasserbecken ein. Das Uhrtürmchen ist ersichtlich eine Zutat oder doch eine Gestaltung neuerer Zeit. Gegen ein Uhrtürmchen an sich liesse sich nichts einwenden, ja, es ist wahrscheinlich, dass ursprünglich eines oben gewesen ist, da wenigstens die Form als Dachreiter gut gewählt ist. Es ist nicht so schlimm, dass es den Gesamtcharakter störte; untersucht man es aber im Einzelnen und vergleicht es mit der vortrefflichen Gestaltung der beiden runden Türen, der Dachluken oder des Steingeländers, so hat man doch den sehr deutlichen Eindruck einer Zeit, der es an Formensinn gebricht. Nirgends ist an dem Uhrtürmchen ein Verhältnis, ein Bauglied oder ein Materialausdruck, der gut genannt werden könnte. Alles kommt schon etwas aus dem Geiste, der die Anlage auf Abb. 79 geschaffen hat.

Abb. 80 ist ein Bauernhof, der auf den Resten eines alten Rittersitzes entstanden ist. Deutlich sichtbar steckt noch das ganze alte Schloss darin. Die Art und Weise, wie sich dieser landwirtschaftliche Betrieb

Abbildung 88

einst hineingenistet hat, ist vortrefflich. Es sind durch diese Verschmelzung Bauideen entstanden, die in ihrer Einfachheit und in ihrer Stattlichkeit äusserst lehrreich sind.

Die nächsten Bilder zeigen Gutseingänge. Die Gebäude auf Abb. 81 dienen gärtnerischen Zwecken; nebenan liegt ein Schlossbau. Die Lagerung der Gebäude zu einander ist hier besonders gut. Abb. 82 zeigt den Eingang im Hintergrund grösser. Die Durchfahrt zeigt

an sich die denkbar einfachsten Formen. Was dem Bilde seine ausserordentliche sonnige Heiterkeit gibt, ist ausgedrückt durch die Verhältnisse, Materialbehandlung, geschickte Bepflanzung und den einzigen Schmuck der Gattertore. Man kann sich kaum eine Anlage denken, die mit geringeren Mitteln arbeitet. Wo der Eindruck ein unfreundlicher ist, wie bei Abb. 83, da liegt es an den Erbauern, nicht an den Mitteln.

Abb. 84 ist Einfahrt und Pforte zu einem Gute, 85 zeigt den Teil der Umfriedung rechts von der Einfahrt. Man hat hier von dem Mittel Gebrauch gemacht, das man sich bei alten Anlagen selten entgehen liess, das man aber bei modernen fast vergessen zu haben scheint: einen Teil des Gebäudes bis an die Strasse zu rücken, so dass die Giebelwand oder Frontseite in der Fluchtlinie der Mauer liegt (vergl. Abb. 77). Ganz abgesehen von Vorteilen und Annehmlichkeiten, die es hat, einen Teil des Gebäudes hart an der Strasse zu haben, bringt es eine weit grössere Geschlossenheit und Mannigfaltigkeit in das Gesamtbild. Die Behauptung, dass durch solche Anordnungen die Strasse an Licht und Luft verlieren könnte, lässt sich nicht einmal bei Villenstrassen beweisen, geschweige denn bei Anlagen auf dem Lande. Es ist hohe Zeit, dass in die verknöcherten, schematischen Vorschriften der Bauordnungen Wandel kommt.

Ferner für das Dorfbild bestimmend werden die

Abbildung 89

Kirchen, das Pfarrhaus und die herrschaftlichen Häuser der Güter. Die Kirchen sind ein Thema für sich, das an anderer Stelle behandelt wird. Die Pfarrhäuser bilden eine Art städtisch ausgebautes Bauernhaus, während die Gutswohnhäuser selbst in reicher Abwandlung vom erweiterten Bauernhof bis zum Schlossbau steigen, der ebenfalls nicht zu unserm Thema hier gehört.

In Abb. 86 zeige ich eine geräumige Pfarrwohnung

Abbildung 90

vom Garten aus, die so recht den Charakter einer solchen Wohnstätte zeigt. Die Poesie, die das ländliche Pfarrhaus ergibt, ist für uns Deutsche derartig festgelegt, dass man sie wohl Niemanden mehr besonders beschreiben muss. In so gut wie allen alten Pfarrhäusern drückt sich diese Stimmung sichtbar aus. In Abb. 86 kommt die Wohlhabenheit des Ortes, an dem sich diese Anlage befindet,

Abbildung 91

sehr zum Ausdruck. Weit einfacher, aber doch noch freundlich und behäbig ist Abb. 87, während 88 ein Haus im Stile unserer Pfarrhäuser in Verbindung mit einem geschlossenen Hofraum zeigt.

Abbildung 92

Mit der Korrumpierung des Bauernhauses sind auch alle anderen Glieder des Dorfes verderbt und in ihrer Gestaltung verkommen. Man vergleiche zwei ländliche Kauf-

läden, Abb. 89 und 90. Oder man denke gar an das alte Wirtshaus an der Heerstrasse und an die ländlichen Gasthäuser, zu denen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Stadtbewohner an schönen Sommernachmittagen und Festtagen herauswanderten. Die noch sichtbaren Zeugen jener Zeit erzählen von der Anmut und Würde, die den Lebensformen ihrer Menschen auch auf diesem heut so verkommenen Gebiet eigen war. Es ist ein grosses Thema, das hier gerade nur gestreift werden kann. Nur zwei Bilder möchte ich anführen.

Abb. 91 ist ein ländliches Gasthaus, dessen liebliche Lage es zum Ausflugsort für den Städter im hohen Grade geeignet machte. Es scheint, dass das Bedürfnis nach solchen Orten ein Charakteristikum des 18. Jahrhunderts war, in dem die Freude am Genusse der Natur neu erwachte und den Bürger aufs Land hinaus führte. Indem man der neuen Verkehrsweise Rechnung trug, erbaute man ein helles freundliches Lusthaus, mit Saal, Säuleneingang, hellen Zimmern, einem grossen Garten mit weissen Bänken und rundem Pavillon. Kann man sich etwas denken, was besser Landlust, harmlose Feiertagsstimmung und gesellige Formen vereinigte, als 91?

Heut sucht man diesen altmodischen Ort nicht mehr auf. Ein modernes „Vergnügungsetablissement" ist in der Nähe entstanden, der Saal auf 92 dient als „Balllokal", zum Aufenthalt im Freien dient ein konfus angelegter Kiesplatz mit eisernen Stühlen und Tischen; Automaten

stehen überall umher und laden die Gäste zu ihrem geistreichen Spiel ein. Das sind zwei Symbole der Welt, der, wie sie vor 100 Jahren war, in jener Zeit, auf die wir so herablassend blicken, und der von heute, die es so herrlich weit gebracht hat.

KOLONIEN

Es wäre allein eine für uns bedeutsame Aufgabe, auf die guten Traditionen unserer dörflichen Bauart und auf die über alle Massen ordinäre ländliche Architektur von heute die allgemeinste Aufmerksamkeit zu lenken. Aber die Beobachtung der Tradition unserer Dorfhäuser hat noch einen andern und für die Städter nicht minder wichtigen Zweck. Im Bauernhause haben wir nämlich die einzigen noch lebenden Repräsentanten einer nordisch-germanischen Bauart in Reinkultur. Unser Bürgerwohnhaus und das städtische Landhaus sind es nicht mehr so ausgesprochen, sondern ihr schönes Bild ist erzeugt worden bei der Berührung des mittelalterlich deutschen Stadt- oder Landhauses mit klassizistischen Formen. Das darf keinen Tadel bedeuten. Die meisten unserer grossen Kulturen sind entstanden bei Berührung zweier einander fremden Rassen. Ja, man hat dies Prinzip der Rassenmischung zur Erklärung besonders gesteigerter geistiger Tätigkeit auch für geniale Individuen in Anspruch genommen. Wollen wir bei diesem Bilde bleiben, so kann man des weiteren sagen: es gibt gute — es gibt auch

schlechte Ehen. Die Mischung von germanischem Wesen mit griechischem Geiste war für unsere deutsche Kultur seit langer Zeit eine geistige Ehe und zwar eine glückliche. Man sollte aus Groll über gewisse Missgriffe, die bei uns mit klassischen Studien gemacht worden sind, doch ja nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und undankbar vergessen, dass ein grosser Teil unserer besten Geistesblüten, ja vielleicht unsere ganze Kultur direkt in ihr wurzelt. Noch aus neuerer Zeit gibt es weniges in den Formen deutschen Lebens, was nicht durch die Befruchtung mit klassischer Bildung seine charakteristische Färbung erhalten hätte, mit Ausnahme der bäurischen Kultur. Das Bauerntum und damit auch die Form des Bauernhauses hat keinerlei klassizistische Keime in sich aufgenommen. Ganz natürlich, da das Leben des Bauern von ihnen nicht erreicht wird, während sie mit unserer bürgerlichen Kultur derart seit langen Zeiten sich verbinden, dass sie deshalb auch ihre sichtbaren Ergebnisse haben müssen, von denen man nun diese Beziehungen deutlich ablesen kann.

Ziehen wir die Nutzanwendung davon, so erscheinen die Gesetze natürlich erklärt, die heute von einer „ästhetischen Ständeordnung“ in unserer verwirrten Zeit wieder vorgeschrieben werden müssten: dass der Anschluss an die Tradition für die primitiveren Formen des Lebens mehr beim Bauernhause, für die Formen einer ausgesprochen geistigen Entwicklung mehr bei den mit leisen antiki-

Abbildung 93

schen Momenten befruchteten bürgerlichen Bauweise des 18. Jahrhunderts liegen muss. Und zwar nicht zufolge eines willkürlichen und exklusiven Kastengeistes, sondern entsprechend natürlicher organischer Entwicklung.

Diese Beobachtung wird wichtiger, als es anfangs den Schein hat. Traditionen werden seit Jahrzehnten aufgesucht und vorgeblich weitergesponnen. Wenn es bis heut noch nichts oder wenig gefruchtet hat, ja, wenn wir den

Hauptschaden daher datieren, so hat das nicht allein den Grund, dass man die alten Formen so miserabel schlecht und unverstanden wiederholte, sondern auch vor allen Dingen den, dass man falsche, für den Fall nicht passende Traditionen wählte. Ja, das wurde der Hauptgrund dafür, dass unser Architekturbild jede feste Fügung verlor, dass unsere Proletarierhäuser wie Paläste, die Paläste wie Schweizerhäuser, die Bauernhäuser wie Zuchthäuser, die Zuchthäuser wie Kirchen und die Kirchen wie Bahnhöfe aussehen. Immer wieder muss darauf hingewiesen werden, dass man der Menge der Bauenden nie zu viel freien Willen lassen darf, sondern dass für sie ein gefestigtes Herkommen absolut notwendig ist, das ihr genau und zweifellos sagt: so wird dies und so wird jenes gebaut. Mit einem Wort: feststehende Bautypen. Solche Typen schafft sich ja die Ratlosigkeit doch immer wieder. Wir müssen Sorge tragen, dass die rechten Vorbilder an den rechten Ort kommen.

Was sich heute während des künstlerischen Anarchismus als Typen für die Wohnstätten der unteren Stände, im Wesentlichen also der Arbeiter, herausgebildet hat, gilt es jetzt zu untersuchen.

Wenn man das Wort „Arbeiterhäuser" hört, denkt man unwillkürlich an traurige Gegenden, in denen rohe Ziegelbauten einförmig lange öde Strassenzüge einfassen. Physiognomielos ziehen sie sich mit ihren flachen Dächern und ihren gleichförmigen kasernenartigen Fenstern die

Strassenflucht entlang. Man betrachte Abb. 93. Es ist kein Ort der Freude, niemand wird seine Spaziergänge zur besonderen Erholung durch diese Arbeiterkolonien lenken. Der gute Mensch fühlt keine Geringschätzung für diese Stätten und ihre Bewohner, sondern Mitleid für alle Individuen, denen ein so armes Los zugefallen ist. Aber er wird sich meist in den Glauben ergeben, dass erst dann ein freundlicheres Bild den Arbeitern erblühen werde, wenn die Mittel der gesamten Menschheit so gewachsen sind, dass sie ausreichen, auch für die Letzten. Vorderhand sei es aber als Schicksal hinzunehmen, denn die Völker verfügten eben noch nicht über den Reichtum, der auch den Ärmsten noch mit dem Behagen der Wohlhabenheit umgeben könnte. Muss es wirklich so sein?

Ich will gewiss nicht behaupten, die soziale Frage lösen zu können. Aber das weiss ich, dass das Zuchthausgesicht unserer Arbeiterkolonien gerad so wenig eine notwendige Folge der geringen aufwendbaren Mittel ist, wie der falsche Prunk unserer Städte eine notwendige Folge der dort beginnenden Wohlhabenheit.

Wenn wir von Arbeiterkolonien sprechen, so handelt sichs auch bei diesen nicht um Aufgaben, die noch niemals in der Welt gelöst worden wären und also auch keine Überlieferung vorfänden. Der Name hat sich vielleicht geändert, denn wo sich solche Kolonien vorfinden (ich denke dabei an die Umgebung alter kleiner Residenzen), wurden sie zur Zeit ihrer Erbauung wahrschein-

Abbildung 94

lich für kleine Beamte errichtet, nicht für Arbeiter. Der Name hat sich geändert und die Ausdehnung: denn es handelt sich heute um die Schaffung von ungeheuren Arbeiterstädten, welche dem Heere der modernen Arbeiter zum menschenwürdigen Wohnsitze dienen sollen. Bis jetzt wohnt ja der Arbeiter, von seltenen Ausnahmen abgesehen, in jammervollen „Provisorien". Allerdings, mit einem kann er sich trösten: die meisten andern Menschen wohnen auch in Provisorien. Wenn ich mich umsehe in

Abbildung 95

Stadt und Land, überkommt mich immer mehr die Gewissheit: so, wie das, was hier vor meinen Augen entsteht, kann unmöglich die Einrichtung der Erde aussehen, mit der sich der Mensch der Zukunft einrichtet — denn auf die Dauer hält ers nicht aus.

Der Arbeiter wohnt heute noch nicht in seiner Heimat. Sein Stamm ist noch zu jung, er ist noch auf der Wanderschaft. Allmählich wird seine Wohnstätte wachsen. Aber wir werden ihm helfen müssen, sich diese

Wohnstätte zu schaffen, denn er selbst ist von dem Wege zur Erkenntnis, worauf es dabei ankommt, und zur Fähigkeit, hier zu gestalten, gerade so entgleist wie die übrigen Stände auch.

Solange der Arbeiter in der Stadt wohnt, ist ihm vorderhand kaum zu helfen. Solange wir diesen menschenmordenden Typus der Grossstadt immer weiter züchten, uns immer mehr Mühe geben, dass immer mehr Menschen sich wie in Bienenzellen zwischen turmhohen Mauern zusammenkleben, solange muss den Arbeitern in diesen gigantischen Steinhöhlen das jämmerlichste Los zufallen. Das Los der Wohlhabenden, die sich diese Steinaufhäufungen zum Wohnsitz erwählen, ist ja von dem seinigen nur im Grade, nicht im Wesen verschieden. Man steht ratlos, wo da der Hebel anzusetzen. In dem Bande über Städtebau wird der Leser diese Gedanken weiter ausgeführt finden.

Wollen wir versuchen, die Gestaltung des Arbeiterhauses günstig zu beeinflussen, so muss es da geschehen, wo man im Begriff ist, im Freien kleine Arbeiterhäuser einzeln oder in Kolonien zu errichten. Sowohl von seiten des Arbeitgebers wie des Arbeiters selbst geschieht da viel. Aber es sind doch verschwindende Ausnahmen, wo es gut geschieht. Wollen wir uns darüber klären, wie diese zukünftigen Wohnstätten der Arbeiter auszusehen haben, so werden wir wie überall bei unsern Aufgaben nicht die Torheit begehen, aus dem Nichts neu anfangen zu wollen

Abbildung 96

und noch einmal auf eigene Faust alle die längst mustergiltig gelösten Aufgaben von neuem zu lösen. Unsere Radikalissimi wollen das zwar am liebsten, wir aber, denk ich, tun besser, alles zu übernehmen, was die Menschheit an bewährten Lösungen bereits geschaffen hat, dort aber weiter zu bilden und zu formen, wo andrer Sinn und andrer Zweck neue Formen verlangt. Wir haben gesehen, dass sich bei technischen Bauten der Gegenwart die Form als eine noch nie dagewesene, gänzlich neue, aus neuen Aufgaben und neuen Lösungs-

Abbildung 97

mitteln ergab. Wir haben aber auch gesehen, dass der neue Sinn bei unsern Wohnhäusern verhältnismässig geringe Bedeutung hat. Wir werden sehen, dass der neue Sinn bei diesen Arbeiterwohnungen verschwindend klein ist.

Wenn man nach der Form des Arbeiterhauses sucht, weil es noch nicht unter diesem Namen als gegebene Grösse im Besitz unserer Tradition zu finden ist, so kann man, wie bereits in der Einleitung angedeutet, Rat finden bei den Ständen, deren Lebensweise und Bedürfnisse mit dem des Arbeiterstandes verwandt sind und

Abbildung 98

die doch im Besitz einer festen Überlieferung eines eigenen Heims sind, in dem sich menschenwürdig und zufrieden leben lässt. Wir werden dann, wenn wir unsere Wünsche sowohl wie die Grenze der erreichbaren Möglichkeiten in Betracht ziehen, ungefähr auf das kleine Landhaus hinauskommen, das als Bautypus dicht neben dem Bauernhaus steht und von diesem seine Formen bezogen hat. Ein

Abbildung 99

Fehler würde es natürlich sein, das Bauernhaus schlechtweg zu kopieren, denn dieses entspricht neben den Hauptbedürfnissen, welche gleich bleiben mögen, noch einer ganzen Reihe von Nebenbedingungen, welche hier beim Arbeiterhaus fehlen. Das Arbeiterhaus, dessen Bewohner keine eigene Landwirtschaft treiben, braucht keine Bauglieder anzubringen, die lediglich aus der Beschäftigung mit der Landwirtschaft hervorgegangen sind und ohne sie bedeutungslos wären. Es braucht sich aber gerade so wenig nach kümmerlich angedeuteten Luxusformen zu sehnen, die seiner eigenen bescheidenen Bestimmung nicht entsprechen. Auch der Arbeiter sollte, wie der selbstbewusste Bürger, zu stolz sein, um den Parvenu um seinen unechten Plunderkram zu beneiden. Die Aufgabe ist: behaglich gesunde und gut brauchbare Räume zu schaffen, mit kleinen Gärtchen, einer Laube als Aufenthalt im Freien während des Sommers, wohl verwahrte aber warme, gut ventilierte Räume im Winter. Für das alles gibt es bei uns als mustergiltiges Vorbild: das deutsche Bauernhaus, wie es der Typus war bis weit in das 19. Jahrhundert hinein und wie es noch heut in einer als Vorbild genügend grossen Anzahl erhalten ist. Daraus sind alle jene bescheidenen Wohnhäuser hervorgegangen und aus ihm muss auch das Arbeiterhaus hervorgehen, wenn es die Zukunft mit der Vergangenheit verbinden, d. h. sich dem organischen Werdegang geordnet einfügen will. Lassen

Abbildung 100

wir nur einiges vom Bauernhaus weg, fügen wir nur einiges hinzu und verändern wir wieder einiges, gemäss neuzeitlicher Erkenntnis und fortgeschrittener Technik, so haben wir das Ideal des anständigen Arbeiterhauses, dessen Aeusseres so behaglich von Glück und Zufriedenheit erzählt, dass ein Abglanz davon auf die Inwohnenden übergehen muss. Aber noch mehr als das. Hier wäre ein

Abbildung 101

äusserliches Mittel gefunden, den traditionslosen Stand der Zukunft mit der Vergangenheit zu verknüpfen. Sonderbar, gerade sie, denen die Sorge um die Zukunft der Arbeiterbewegung am meisten am Herzen liegt, übersehen zumeist vollkommen die umbildende Wirkung, die die äussere Formensprache der Umgebung auf die innere Artung des Menschen ausübt. Man darf nicht herablassend von der Verkommenheit der unteren Volksschichten reden, solange man sie in Häusern wohnen lässt, deren Form den Aus-

druck der Freud- und Trostlosigkeit trägt, solange man sie arbeiten lässt an Stätten, denen der Stempel des Zuchthäuslerdaseins aufgedrückt ist.

Ich kenne zur Genüge das Heer der Einwände, die auf so einen Ausspruch auch von sonst Wohlwollenden gemacht werden. Ob ich denn meinte, der Arbeiter müsste in elegante Häuser gesetzt werden, ob er vielleicht gar mit Kunstwerken umgeben werden solle oder was sonst? Das alles wäre doch nur eine Geldfrage, und wenn die Mittel nur zu dem Notwendigsten reichten, so bliebe eben für den Luxus nichts übrig etc. Ach, ich kenne sie auswendig, die ganze Phraseologie, und es ist ermüdend genug, gegen ihre Redseligkeit immer und immer zu wiederholen: das meinen wir nicht, sondern wir meinen das und das. Allmählich aber bleibt doch etwas hängen von der so einfachen Erkenntnis, dass das Geforderte mit Kunst im Sinne des Luxus gar nichts zu tun hat, sondern dass nur eine andere Gestaltung notwendig ist, um dasselbe Material, das jetzt so öde wirkt, erfreulich und erquicklich zu meistern, und sei es das einfachste und billigste.

Es ist ein Irrtum, zu meinen, das Bauernhaus sei unkomfortabel, unpraktisch oder gar unhygienisch. Im Gegenteil: die Typen der Bauernhäuser aller Gegenden Deutschlands zeigen das behaglichste Innere, die bequemste Raumgestaltung, die man sich nur wünschen kann. Die Zimmer sind gross, werden durch kleine, aber zahl-

reiche und am rechten Ort angebrachte Fenster reichlich erhellt; jede Form erzählt von Lebensfreude. Wenn man diese alten guten Bauernhäuser gut angesehen hat, so versteht man nicht mehr, wie das alte Märchen von dem Unhygienischen dieses Baustiles erfunden werden konnte. Denn unsere Errungenschaften, wie Wasserleitung oder Kanalisation bedingen doch nicht die Erscheinung unserer modernen Kästen, vielmehr treten sie einfach hinzu.

Abb. 94 und Abb. 95 zeigen ein Bauernhaus von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ein Arbeiter- oder Beamtenhaus eines Gutes. Bedürfnisse und äussere Verhältnisse der Bewohner liegen in beiden Fällen nahezu gleich. Jedenfalls gibt es keine Verschiedenheiten, die irgend einen Einfluss auf die äussere oder innere Gestaltung des Hauses haben müssten, mit Ausnahme natürlich von Torbogen und Scheune, die das Arbeiterhaus, wenn es keine eigene Landwirtschaft besitzt, nicht braucht. Betrachtet man mit ganz unbefangenem Auge beide Bilder, so wird man von dem ersten den angenehmsten Eindruck mitnehmen. Das Haus hat entgegen dem sonst in der Gegend üblichen Typus wenig Fenster. Doch spricht die Bauart nicht gegen die Möglichkeit, die Fensterfläche zu vergrössern. Sehr häufig sieht man diese so angeordnet, dass zwei oder gar drei dicht nebeneinander gekuppelt sind. Diese Konstruktion ist sehr einfach und entspricht dem Fachwerk, da die senkrechten Holzstiele die

Abbildung 102

natürlichen Pfeiler und Trennungen der Fenster bilden. Welch behagliches Innenbild und welch angenehme Beleuchtung dabei entsteht, mag Abb. 96 andeuten. Wollte man die Tradition unseres Bauernhauses weiterführen, es wäre ein Leichtes, die Verschiebungen und Veränderungen daran vorzunehmen, die neuere Erkenntnis uns wünschenswert machen.

Betrachtet man das andere Bild, so wird man keinerlei freundliche Gedanken davon mitnehmen. Der unge-

Abbildung 103

putzte rohe Ziegelbau trägt die Züge der nachlässigen Arbeit, die man nicht einmal fertig macht, sondern die man hastig und ohne Liebe und Freude in Benutzung nimmt. Gewiss, man kann auch Ziegelrohbauten gut behandeln, es ist aber ein Unterschied zwischen einem Bau, der als Ziegelrohbau gedacht ist, und einem, den man unverputzt gelassen hat. In einem solchen Hause wie Abb. 95 ist nur ein Vegetieren, kein Leben möglich. Macht diesen grundlegenden Unterschied nun etwa die angelegte Bausumme aus? Wenn man genau nachrechnet, wird man

Abbildung 104

finden, dass das obere Haus bei gleicher Grösse genau so viel, ja wahrscheinlich weniger kostet, weil es aus Fachwerk vom ersten Stock an gebaut ist. Es ist eine falsche Tendenz, ländliche Bauten durch übertriebene Solidität unnütz teuer zu machen. Fachwerk genügt für die oberen Räume eines solchen Hauses vollkommen, besonders, da neuere Isoliermethoden seine Eigenschaften zum Wohnen hinsichtlich des Schutzes gegen Wärme und Kälte wesentlich steigern können. Die Raumgestaltung in dem Hause auf 94 ist eine freundliche und behagliche, während die Zimmer des Hauses auf 95 er-

Abbildung 105

bärmlich öde und nüchtern sind. Wasserleitung und Kanalisation können in beiden Häusern gleichermassen angelegt werden: diese Frage hat mit der Frage des Bautypus nichts zu schaffen. Und was das Sauberhalten der

Wohnung anbetrifft, so hängt das am meisten doch wohl von dem Sinn der Bewohner ab. Frage man sich doch einmal ehrlich: Welches Haus regt mehr zur Sauberkeit, zur Erhaltung einer schmucken Erscheinung an, das auf Abb. 94 oder Abb. 95? Muss nicht im untersten Bewusstsein einem jeden das Gefühl aufdämmern, dass mit solchem Hause doch nie ein freundlicher Anblick zu erreichen sein wird, da es stets einen Sträflingsblick behalten wird?

Man vergleiche die beiden Dachgestaltungen. Das flache Dach mit der Versenkung der Dachbalken in der typischen Anwendung wie auf 95 gehört auch mit zu jenen kurzgedachten „Bereicherungen" unserer Bauformen, welche die neuere Zeit gebracht hat. In allen Bauschulen wird sie gelehrt und unter dem Stichwort vom sparsamen Bauen weitergegeben, ohne dass die damit Beglückten den Trugschluss und den Unsinn merkten. Zunächst die Raumfrage. Unter einem Dach, wie auf Abb. 95 lässt sich mehr unterbringen, behauptet man. Ich glaube es nicht. Das Dach auf Abb. 94 hat in seinem Innern zwei geräumige Kammern, zwischen denen noch ein Stück Bodenraum liegt. Über diesen liegt nochmal ein weiterer Bodenraum, der die Länge des gesamten Dachstuhles einnimmt und der in der Mitte genügend Höhe zum Beschreiten hat. Was hat dagegen der Drempel auf 95 für Raum? Zum Begehen ist er für kleine Personen kaum in der Mitte hoch genug; rings an den etwas über ein Meter

hohen Seitenwänden bietet er allerdings leidlich Platz zum Aufstellen von Sachen. Trotzdem kann bei genauerem Beobachten gar kein Zweifel darüber bleiben, dass der Dachstuhl auf 94 mehr wirklich benutzbaren Raum bietet als der auf 95. Dieselbe Beobachtung können wir an Abb. 97 und 98 machen. Hier entsprechen sich die beiden Häuser noch genauer, als auf den vorigen Beispielen; der gewonnene Bodenraum auf 98 ist bei den beiden Mittelfenstern gerade hoch genug, während er von den kleinen runden Fenstern nach auswärts zu nur kriechend erreicht werden kann. Bei der starken Dachschräge auf 97 ist der tote Raum ein viel geringerer. Allerdings wird das Dach auf 98 etwas billiger sein, besonders da es mit Dachpappe eingedeckt ist. Diese Billigkeit ist aber nur für die ersten zwei Jahre da, denn dann fangen auf dem für unser nordisches Klima nicht geeigneten flachen Dache die Reparaturen an, die überhaupt nicht wieder aufhören. Die Unzweckmässigkeit solcher flachen Dächer verwünscht nach einiger Erfahrung jeder Besitzer. Und trotzdem geschieht das Unbegreifliche weiter, dass die Lehre von der Vortrefflichkeit der flachen Dächer und der Vorzüge des Pappdaches durch die Bauschulen weiter geschleppt wird, so dass jährlich tausende und tausende neuer solcher Gebäude unser schönes Land entstellen. Wär' es nicht endlich einmal an der Zeit, ein Kolleg über die wirtschaftlichen Fehler in das Pro-

Abbildung 106

gramm der Schule aufzunehmen, in dem ein jeder Zögling auf Grund leicht kontrollierbarer Rechnungen darüber unterrichtet wird, dass es die grösste Geldver-

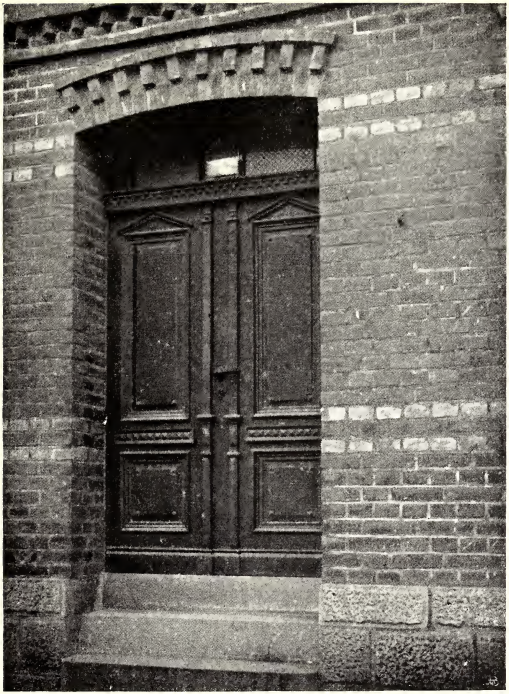

Abbildung 107

schwendung ist, wenn man Anlagen schafft, die nur so kurze Lebensdauer haben, dass sie in absehbarer Zeit durch neue Anlagen ersetzt werden müssen?

Abbildung 108

Es wäre natürlich vollkommen unrichtig, wenn jemand aus dem Vorstehenden die Schlussfolgerung ziehen wollte, es sei überhaupt unmöglich, flache Dächer schön zu gestalten. Ich zeige ein Beispiel aus Italien, wo die natürlichen Bedingungen durchaus überall die flachen Dächer ausgebildet haben. Aber vor Abb. 99 wird niemand im Zweifel sein, dass das Bild aus Italien geholt ist, genau so, wie er sich vor 94 sofort in Deutschland fühlt.

Abbildung 109

Und deswegen werden wir, ganz abgesehen von dem Fehlen der Bedingung des italienischen Himmels in Deutschland, nicht den Wunsch haben, das Bild unseres Landes gegen das eines fremden einzutauschen, selbst wenn wir dauerhafte Konstruktionen für flache Dächer fänden, denn es ist unserer unwürdig, unsere Formen preiszugeben für fremde, die doch nicht durchaus passen können. Dass es sehr wohl geht, an fremder Architektur zu lernen, ja, sogar ganze Bauglieder derselben unserm heimischen Schatz

einzuverleiben, steht damit nicht im Widerspruch. Wo unsere Architektur das mit Erfolg getan, handelte es sich immer um Formen, die in ihrem Wesen unsern Bedingungen entsprachen und die ganz ähnlich so entstanden sein müssten, auch wenn wir das fremde Vorbild nicht gehabt hätten. Die flachen Dächer zählen nicht hierzu.

Abb. 100 und Abb. 101 zeigen einen ganz andern Typus Haus, als die vorhergehenden. Auch hier wird niemand im Zweifel sein, dass das Bild links ein würdigeres Gebilde zeigt, als das rechts. Die übrigen Betrachtungen werden im allgemeinen auf das gleiche Ergebnis hinauskommen. Manche werden die gute Erscheinung des Hauses auf 100 zum Teil auf Rechnung des alten malerischen Baumes setzen. Ich muss aber immer wiederholen, dass das Pflanzen des rechten Baumes an den rechten Fleck durchaus eine Kunst ist, die früheren Zeiten eigen war und der unseren verloren gegangen ist. Sogar das Schonen und Stehenlassen am rechten Fleck hat unsere Generation ja verlernt. Deshalb gehört der Baum auf 100 durchaus zu den Vorzügen der Anlage.

Abb. 103 ist nicht so kümmerlich, wie die beiden vorhergehenden Gegenbeispiele. Das Dach ist nordisch steil und ist mit Schiefer eingedeckt. Trotzdem hat das Haus etwas so reissbrettsteifes, dass es seine Umgebung verödet. Und wie gering sind doch die Änderungen, die notwendig gewesen wären, um dem Hause dasselbe freundliche Behagen zu geben, wie es das Haus auf Abb. 102 hat!

Man hätte bloss das Dach abzuwalmen, Ziegel anstatt Schiefer nehmen oder den Schiefer doch wenigstens auf unsere gute deutsche Art decken, die Dachluke schön kehlen brauchen. Hätte man dann das Haus noch verputzt, hätte die unglücklich zerrissenen Fenster ohne den Stichbogen gemacht und sie so zusammengeschoben, wie das oben zu sehen ist, so hätte man dasselbe vortreffliche Haus gehabt wie auf Abb. 102. Gegen das ordentliche Verkehlen der Dachluken sträuben sich heute die Handwerker, weil sie nicht mehr das handwerkliche Können dazu besitzen, und ach, mit ihnen gar manche etwas rückständige Architekten, weil sie einmal gelernt haben, dass „man" das nicht macht. Sie wissen dann immer eine ganze Blütenlese von Gründen anzuführen, die für ihre schlechte Zinkarbeit sprechen sollen.

Abb. 104 und 105 zeigen als Gemeinsames ihre kleinen Ausmessungen, als Unterscheidendes ihre Charaktere. Als Ergänzung der Bilder endlich noch zwei Haustüren, die solchen Häusern entsprechen (Abb. 106, 107). Vergleicht man den Gesamteindruck beider Bilder, so wird sich ja ungefähr dasselbe ergeben, wie wenn man die einzelnen Bestandteile, die Türflügel, das Oberlicht, die Treppenstufen auf ihre Gestaltung, Brauchbarkeit, Bequemlichkeit und sichtbare Schönheit einzeln untersucht.

Mit Absicht waren diese Beispiele alle dem Lande entnommen, um zu zeigen, wo wir uns hinzuwenden haben, wenn wir an der Tradition zu gunsten des Arbeiter-

Abbildung 110

hauses wieder anknüpfen wollen. Handelt es sich um städtische Arbeiterkolonien, so verändern sich die Verhältnisse nur ganz wenig. Das Prinzipielle des früher Gesagten hat auch hier dieselbe Geltung.

Arbeiterkolonien werden errichtet weit draussen vor den Städten, halb auf dem Lande, wo der Boden noch billig ist. Das ist gut. Je weiter sie sich vom Weichbild der heissen Grossstadt, die alles meilenweit in ihrem Umkreise zu versengen scheint, entfernen, um so besser. Man hat grosse Gebiete erschlossen, Wiesen, Felder, die sich an Wäldern hinziehen, aus denen noch frische

Abbildung 111

reine Luft herüberweht. Durch zahlreiche Vorortbahnen hat man alles leicht zugängig gemacht, und nun hat man es in der Hand, endlich, endlich einmal wirkliche Heimstätten erstehen zu lassen. Aber was tut man? Man baut, ohne darüber nachzudenken, welche Wirkungen die Bauformen haben müssen, immer von neuem diese lieblosen Kästen und verlegt hier hinein künstlich das traurige Elend der Grossstadt. Man will

Abbildung 112

menschenbeglückende Stätten schaffen und errichtet traurige Kasernen, in denen die Lebensfreude verkümmert und erstirbt.

Man wird einwenden, das System unserer Arbeiterkolonien stecke in den Kinderschuhen. Aber es könnte ja längst vollendet sein, wollte man die ganze Frage nur ernsthaft überdenken und sich dann zu

Abbildung 113

den richtigen Vorbildern wenden. Wenn man wirklich sähe, was man angerichtet hat, so würde man bekennen: allerdings, das habe man nicht gewollt. Aber man sieht und merkt es ja gar nicht. Wo wäre der Sehende? Bei den Arbeitern etwa? Wir können ganz sicher sein, vorläufig wollen die Arbeiter selbst es gar nicht anders. Deshalb sollten alle, die es mit ihnen gut meinen, immer von neuem darauf hinwirken, dass ihnen die Augen geöffnet werden. Wie lange sollen noch weiter „Orte des Grauens" entstehen, wo

für dasselbe Geld freundliche Gartenstädte aufwachsen könnten?

Die Verschiebung der Verhältnisse in der Kolonie gegenüber dem ländlichen Arbeiterhause liegt, wenn man die Gesamtanlagen betrachtet, vor allem darin, dass das ländliche Haus zumeist ein Einzelhaus für sich darstellt, das von allen Seiten frei ist, während es bei der Kolonie darauf ankommt, Strassenzüge zu schaffen. Bei genügend weiter Bebauung sollte auch hier das Haus von allen vier Seiten frei sein. Ich habe eine Reihe von Vorbildern hierfür, die den Unterschied im Bilde genauer demonstrieren, aufgenommen und werde sie demnächst beim Thema „Städtebau" vorführen.

Bei ebenem Terrain und für den Fall, dass man keinen vorhandenen Anlagen folgen kann, etwa Alleen oder Baumgruppen, versteht es sich von selbst, dass man den Charakter der Entstehungsweise dadurch ausdrückt, dass man mehr verfährt, wie beim künstlich angelegten Garten, dem ein einheitlicher Plan zu Grunde. Die gekrümmte Dorfstrasse ohne Grund zu imitieren, ist gerade so sinnwidrig, wie die alte Dorfstrasse regulieren zu wollen. Man kommt also von allein darauf, die gerade lange Allee mit der langen Perspektive häufig anzuwenden. Die Haupt-Richtpunkte bei solchen Plänen sollten die schon vorhandenen pflanzlichen Bestände sein, da über dem Heranwachsen von neuen doch eine Generation vergeht. Wie oft kann

man beobachten, dass alte herrliche Bäume gefällt werden und dicht daneben eine neue Allee gepflanzt wird. Man kommt auf die Vermutung, dass es auf dem Reissbrett so besser passte.

Abb. 108 ist aus einer alten Schifferkolonie, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts angelegt ist. Soweit sie noch ihr altes Gepräge trägt, ist der Aufenthalt in diesen freien Strassen, die als Alleen angelegt sind, zwischen ihren niedrigen, aber behaglichen Häusern und dem grün und weissen Spaliergeländer ein wohltuender und erquicklicher. Es ist ein ganz aussergewöhnlich freundlicher und traulicher Ort, dem man es ansieht, dass die hier Wohnenden sich wohl gefühlt haben. Dicht daneben weht um einige neue Kolonien (vgl. Abb. 109, 111, 115 u. a.) wieder die trostlose Atmosphäre, die fast alle derartigen modernen Anlagen umgibt. Wie kann es auch anders sein, wenn alle Formen von Ungemütlichkeit, Nachlässigkeit und Niedrigkeit erzählen? Für alle, die aufmerksam den Betrachtungen der Kulturarbeiten gefolgt sind, braucht man das kaum noch zu wiederholen. Auch den albernen Ausputz, mit dem man die Gesichter der Häuser entstellt, wenn man sie „schmücken" will, kennen unsere Leser zur Genüge. Man betrachte die Abb. 111. Die kümmerliche und unüberlegte Gesamtform allein kann einen schon mit Schauder erfüllen. Die Giebeldächer sind unmässig weit vorgeschoben und mit dem jämmerlichen Schnörkelwerke bedeckt, das

Abbildung 114

heute jede Zimmermannsarbeit zeigt. Das hat seinen guten Grund. Solche Holzarbeit mit Zacken, Palmetten und Kerben ist nämlich nicht einmal der hier zwar verfehlten guten Absicht, zu schmücken, entsprungen,

Abbildung 115

sondern lediglich der, schlechte Zimmermannsarbeit zu verdecken, die man bei einfacherer Behandlung viel leichter sehen würde. Das ist der tiefste Grund, wes-

Abbildung 116

halb die Bauunternehmer so ungern auf ihre „Zieraten" verzichten.

Gegen die Dachfenster an sich wäre nichts einzuwenden, wenn sie so gestaltet wären, dass sie von aussen als Augen eines gemütlichen Raumes erschienen. Auf Abb. 110 ist dies der Fall. Hier sitzen die kleinen aber breiten Fenster zu zweien gekuppelt hoch in der Zimmerwand, sie ergeben ein Dachkämmerlein, das ärmlich sein

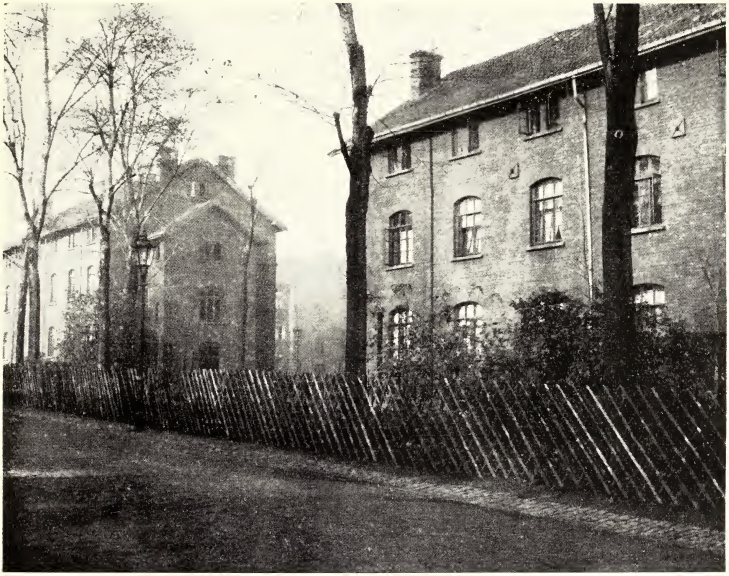

Abbildung 117

mag, aber doch so traut und freundlich ist, wie sichs mit so einfachen Mitteln eben hervorbringen lässt.

Abb. 112 ist eins jener bescheidenen stillen Landhäuser, deren Gestaltung wie geschaffen dazu wäre, bei ihr die Tradition wieder anzuknüpfen, wenn es die Errichtung von Kolonien mit kleinen Wohnhäusern gilt. Die finan-

zielle Notwendigkeit, ganz kleine Häuser zu einem Bau zu vereinigen, wird sehr häufig bestehen. Es ist leicht einzusehen, dass dadurch die Bausumme geringer wird, als wenn ein jedes als getrennter Einzelkörper bestünde. Die letzte Konsequenz dieser Bauart ist ja die Mietskaserne, bei der die Wohnungen übereinander liegen. Aber auch beim blossen Nebeneinanderreihen ergibt sich eine wesentliche Ersparnis, ohne dass dem Bewohner das Gefühl des eigenen Grund und Bodens geraubt würde. Dies lässt auch die Befürchtung schwinden, solche Vorbilder wie etwa auf Abb. 112 seien zu gross gedacht. Ich habe eine Reihe solcher Häuser, die ein und denselben Typus zeigten, aufgenommen, und ihre Grundrisse verglichen. Es erwies sich, dass sie in verschiedenen Abwandlungen fast immer die gleichen waren, ein Zeichen, dass sich auch in Zeiten des guten Bauens gewisse feste Schemata ausgebildet hatten, die man als etwas Selbstverständliches übernahm. Nur waren die Schemata damals gute, während sie heute schlechte zu sein pflegen. Schon die Grundrisse gliederten das Haus so behaglich, dass man beim ersten Eintreten vom Vorsaal aus die ganze trauliche Atmosphäre des Hauses und seiner Bewohner fühlte. Ich habe nun versucht, auch eine Reihe Grundrisse jener Häuser aufzunehmen, deren Schema Abb. 113 zeigt. Es war vergebens, weil man hier von Lösungen einer Aufgabe überhaupt nicht reden konnte. Der viereckige Kasten war ohne jeden Versuch der Gestaltung eben in weitere viereckige Räume einge-

teilt, wie es gerade kam: ein so trostloses Versagen jeder Raumgestaltung, dass es gar nicht möglich war, von gewissen Bautypen zu sprechen. Ein schlagender Beweis gegen jene, die mit hochgezogenen Augenbrauen wichtig beginnen: „Ja, die alten Bauten mögen ja ganz malerisch sein, aber in der Praxis sind diese modernen doch bei weitem . . . . . usw.“

Nun, antwortete mir aber dieser und jener, liegt es so, woher soll man denn heutzutage die Geisteskräfte nehmen, die imstande sind, auch die einfachsten Aufgaben mit architektonischem Raumgefühl und Sinn für Zweckmässigkeit und Behaglichkeit zu gestalten? Liebe Freunde, gebt mir die Hand und kommt mit mir zu jenem einfachen Hause. Da habt ihr die Baupläne, die Modelle, den praktischen Ratgeber in Lebensgrösse vor euch, alles gratis, ihr braucht nur nachzubauen und gerade das ein wenig zu verändern und umzuformen, was aus neuen Gründen neuerer Form bedarf. Ich weiss, das s i n d einige Kleinigkeiten. Nämlich: im Watercloset gipfelt zumeist die ganze „Umgestaltung nach modernen Gesichtspunkten“, soweit sie die architektonische Raumgebung und die Formen betrifft. Das Uebrige ist meist mehr technischer als ästhetischer Natur. Natürlich muss man sich an die richtigen Vorbilder wenden. Sucht man helle luftige Arbeiterhäuser, so wird man eben helle luftige Landhäuser aus der guten Zeit suchen müssen und sich nicht dabei darauf versteifen dürfen, die alten Winkelgassen, wie es sie etwa in

Abbildung 118

manchen Teilen der inneren Stadt Hamburg gibt, seien eben doch auch malerisch und taugten deswegen doch nichts. Es wären eben falsche Vorbilder, wenigstens als Ganzes. Gewiss, malerisch sind sie, aber es wird niemanden einfallen, wirkliche Enge und Lichtlosigkeit als Vorbild hinstellen zu wollen. Als im Mittelalter die befestigten Städte sich nicht nach aussen vergrössern konnten,

Abbildung 119

musste im Jnnern alles so verfilzen. Ein Beweis für die fabelhafte Gestaltungskraft jener Zeiten, dass sich sogar

Abbildung 120

diese Winkel künstlerisch auswuchsen. Deswegen habe ich ja auch nie finsteres Mittelalter als Vorbild zum Anknüpfen, sondern stets die heiteren hellen Räume der Gartenstädte unserer Grossväter angeführt.

In früheren Zeiten waren die Baugenies auch nicht so eng gesäet, dass jedes Dorf zwei geniale Baumeister

Abbildung 121

gehabt hätte. Aber freilich: die Leute hatten das bischen Vernunft, das man braucht, um die guten, die bewährten Lösungen immer wieder nachzubauen und nicht mehr Veränderungen anzubringen, als man wirklich brauchte. So klärte man den Typus immer mehr und mehr, bis wir Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich das deutsche bürgerliche Wohnhaus hatten.

Abb. 115 zeigt eins der grotesk hässlichsten Häuser,

die ich je gesehen. Seine Geschichte bietet manches Lehrreiche. Leider hat man's in eine Wohnhauskolonie gebaut (und nicht nur dieses eine, sondern noch ein paar Dutzend von gleicher Art daneben), mit deren vernünftigen und gesunden Tendenzen dieser klägliche Anblick aufs schärfste kontrastiert.

Man wollte, wie begreiflich, möglichst billig bauen. Doch besteht ein grosser Unterschied zwischen möglichst billig und möglichst vorteilhaft bauen. Durch Forcierung des ersteren baut man nämlich häufig recht unvorteilhaft. Jede bauliche Anlage kostet nun einmal ihre gewisse Bausumme, man erhält nichts geschenkt. Diese Bausumme lässt sich allerdings durch allerlei Mittel und Mittelchen sehr herunter drücken, sodass man zunächst sehr viel weniger Geld auf den Tisch zu legen braucht. Was nützt das, wenn man sehr bald gezwungen ist, eine zweite Summe anzuwenden, um das zuerst angelegte Kapital zu retten? Zu alledem stellt dann das Bauwerk mit beiden Summen immer noch einen minderwertigeren Besitz dar, als ein Bau, bei dem man gleich zuerst die doch einmal nicht zu umgehende Summe angelegt hat. Und sie ist immer noch geringer als die Summe jener beiden Kapitale. Das Beispiel wird es erläutern.

Um das Haus auf Abb. 115 so billig wie nur irgend möglich zu bauen, verwendete man gepresste Zementplatten. Als der Winter übers Land zog und schwere Regenschauer niederprasselten, fingen die Tapeten an, sich

Abbildung 122

wässerig zu trüben und nass zu glänzen, bis sie abfielen. Man war schlimm hereingefallen mit dem billigen Bauen, denn man war nun gezwungen, die Aussenwände des Baues zu isolieren. Wie man auf der Abbildung sieht, verkleidete man den unteren Teil mit den bewährten Ziegelsteinen, während der obere Teil mit Holz verschalt werden soll. Natürlich kosten die gesamten Neuaufwendungen zusammen mit der ursprünglichen Anlage mehr, als wenn man gleich ordentlich solid gebaut hätte.

Die übrige trostlose Gestaltung des Hauses spricht gegen sich selbst.

Die Erkenntnis, dass man die Arbeiter nicht weiter in viereckige Kasten mit Zuchthausgepräge setzen dürfe, ist in neuerer Zeit denn doch verschiedenen Leuten aufgegangen. Es gibt einige Orte, wo man sich in höchst rühmenswerter Weise intensiv darum bemüht, die Arbeiterwohnstätten zu frohen, hellen und in ihrem Sinne schönen Kolonien zu gestalten. Es ist interessant, den Weg zu verfolgen, den man hierbei in Deutschland gegangen, und auch Einiges zum Vergleich aus dem Ausland mit heranzuziehen. Abb. 117 ist einer der frühesten solcher Kolonien entnommen, Abb. 119 zeigt die typischen Hauseingänge in ihr. Die Frage, dass es damals vom wirtschaftlichen Standpunkte aus gesehen eine Tat war, überhaupt Arbeiterwohnstätten zu errichten, soll hier nicht berührt werden. Die Art und Weise, wie man sie gestaltete, war die traurigste, die man sich überhaupt ausdenken konnte. Man stelle sich die Gefühle vor, oder doch die unbewusste Wirkung, die es für den Arbeiter, seine Frau und die Kinder haben muss, täglich zu ihrem Heime durch diese dunkle traurige Pforte zu wandeln. Der Einwand, dass der Mann das ja gar nicht fühlt, kann kein triftiger sein. Es handelt sich ja nicht um das Ziel, seine Gefühle möglichst abzustumpfen. Und wenn derselbe Stand sich vor 80 Jahren noch seine Wohnstätten so schuf, wie auf Abb. 118, so ist wohl anzu-

Abbildung 123

nehmen, dass er damals Auge und Sinn für die freundlichere Gestaltung hatte. Dass ein so freundliches Heim seinem Stande, seiner Bildung oder Vermögenslage nicht zukäme, wird niemand behaupten wollen. Und dass ein Haus, wie auf 118 wirtschaftlich schwerer erreichbar sei, als das Gegenbeispiel, ist auch nicht zu erweisen.

Es kam nun die Zeit des ersten Erwachens. Die Abb. 121, 122 und 123 sind sehr charakteristisch dafür. Hier ist bereits ein Riesenschritt getan. Schon die Form des kleinen Einzelwohnhauses und das offenkundige Bestreben, von der Zuchthausform loszukommen, ist eine Tat. Doch sucht man auch hier noch die Lösung der

Abbildung 124

Aufgabe in der angeklebten Romantik. Da hier (es sind Krupp'sche Arbeiterhäuser) ganz aussergewöhnliche Mittel zur Verfügung standen, verfiel man in ein Uebermass von Giebeln, Erkern, Türmchen und Dächlein, die die Kolonie zum reinen illustrierten Katalog der Pseudobauglieder machen, wie sie heut gezüchtet worden sind. Die Tradition ist zudem an unorganischer Stelle angeknüpft, da die Häuser nach mittelalterlichen Burg-Torwächterhäuschen, nicht nach bescheidenen Landhäusern gebaut sind. Da

aber die bauliche Durchführung und die Materialbehandlung die heut üblichen sind, ist nicht einmal die Poesie des mittelalterlichen Torwächterhäuschen hineingekommen, was ein kurzer Blick auf ein Haus, wie auf Abb. 120 sofort zeigen kann. Die Mischung mit dem „Schweizerhausstil", wie er auf den Baugewerkeschulen wächst, ist zudem eine vollkommen unmögliche, die schwarzglänzenden Falzziegel tun ihr übriges. Dagegen ist die Grundrisslösung und die Raumgestaltung mit Liebe gemacht, was im gewissen Grade sich ja auch schon im Aeusseren andeutet.

Dass immerhin der Weg auf ein gutes Ziel hindeutete, zeigen die letzten Resultate derselben Kolonie, von denen Abb. 124, 125, 126 und 127 eine Vorstellung geben mögen. Diese Häuser (Gemeinschaftshäuser für eine Anzahl Witwer oder Witwen) sind so vortrefflich, dass man nur seine Freude an ihnen haben kann. Neben den natürlich heimischen, also westphälisch-rheinländischen Traditionen sind englische Anregungen verwertet. Das ist bei so neuen Bestrebungen naheliegend, denn England hat tatsächlich auf diesem Gebiet Führendes geleistet. Zu wünschen wäre trotzdem sehr, dass so vortreffliche Architekten sich noch etwas mehr auf den Schatz der heimischen ländlichen Bauformen besännen, da ihnen hier noch ungeahnte Möglichkeiten zum weiteren Ausbau aufgespart sind. — Was uns diese zwei Bauten (Abb. 127 zeigt die Rückseite von dem auf Abb. 125) so anziehend macht, ist ihr Ausdruck

Abbildung 125

von Schlichtheit, Kraft und Festigkeit, zu dem sich als feiner differenzierter Stimmungsgehalt ein Zug von Ehrlichkeit und beschaulicher Behaglichkeit gesellt. Die Raumlösungen des Innern sind ganz ausgezeichnete; auch die Mittel der Bauausführung sind durchweg geschickt und sinngemäss verwendet.

Auch von England möchte ich einige Beispiele mit anführen, die ich der Freundlichkeit von Hermann Muthesius verdanke (Abb. 128—131). Sie sind aus Port Sunlight, der besten oder doch einer der besten englischen Arbeiterkolo-

nien. Man wird vor ihnen sofort den fremdartigen Reiz eines anderen, uns aber in vielen Grundzügen doch wieder verwandten Landes empfinden. Das geht so weit, dass den Bewohnern unserer Nordküste diese englischen Bauten vielleicht vertrauter scheinen mögen, als ausgesprochen süddeutsche. Aehnliche Uebergänge finden wir z. B. von den süddeutschen Formen zu den spezifisch oberbayerischen, von denen weiter zu den tyroler, den südtyroler und weiter den italienischen Formen, die oft nur eine Nuance trennt. Und doch ist das Schlussglied der Kette dem Anfangsglied nicht mehr ähnlich.

Wir wollen nicht wünschen, dass unsere Arbeiterhäuser als Kopien dieser sonst so vortrefflichen Häuser gebaut werden. Wir können an ihnen lernen, sogar sehr viel lernen, hinsichtlich der Methode nicht allein, sondern auch direkt an den Bauformen und Materialbehandlungen. Im übrigen brauchen wir nicht zu vergessen, dass wir ja unsere eigene und ebenso wundervolle Tradition haben, aus der wir schöpfen können, wie die Engländer aus der ihren geschöpft haben. Man macht keine Anleihen, wenn man selbst ein reicher Mann ist.

Unsere Bilder haben uns einen kleinen Teil desselben angedeutet. Es soll ja mit ihnen kein Vorlagewerk gegeben werden, nach dem man bauen kann, sondern die Richtung soll bezeichnet werden, nach der gesucht werden muss. Unsre Abbildungen zeigen die Typen einiger wenigen Gegenden. Es ist kaum zu übersehen, was in

Abbildung 126

ganz Deutschland noch für Schätze ungehoben liegen. Ueberfliegen wir nochmal den Weg, indem wir die Wandlungen von Abbildung 94—118 betrachten, so finden wir das Beginnen beim echten Bauernhaus und den Schluss beim städtischen Landhaus, durch dessen verschiedenartige Mischung die zahlreichsten und feinsten Nuancen entstanden. Schätze, die noch niemand gesehen hat, weil sie — zu sehr zutage lagen. Aber gerade sie können uns heut das Wichtigste und Beste lehren, nämlich, dass schon die allereinfachsten architektonischen Mittel genügen, um ein Haus freundlich und menschenwürdig zu gestalten.

Man werfe einen Blick auf Abb. 132. Trotz des schlichten Satteldaches mit der ebenso schlichten Giebelfassade wird der Eindruck des Hauses vermöge der rechten Dachschräge, guten Proportionen und anständigen Materialbehandlung zu einem äusserst wohltuenden. Man vergleiche dieses auch mit Abb. 153, wo auch Satteldach und massiver Giebel vorhanden sind, allerdings mit ganz anderer Wirkung.

Die folgenden Abb. 134, 136, 138 und 140 sind mit der Absicht zusammengestellt, zu zeigen, welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks mit denselben primitiven Grundformen allein durch leise Variationen der Verhältnisse erreicht werden kann. Alle vier Häuser haben ein schlichtes Krüppelwalmdach. Und doch wird man beim Betrachten sogleich erkennen, dass jedes der vier Häuser einen anderen Charakter besitzt. Das erste, das ganz bescheidene Handwerkerwohnhaus draussen vor den Toren; das zweite, das ganz stattliche Gasthöfchen an der Landstrasse, am Ausgang der Stadt. Das dritte, das Haus des Gärtners; das vierte, ein abseits gelegenes graues Haus, in dem einsame stille Leute wohnen. Ganz besonders lehrreich ist der Vergleich von diesem Hause Abb. 140 mit 141, weil hier die Raumdisposition Teil für Teil absolut identisch ist und trotzalledem der Eindruck beider Häuser verschieden ist, wie Tag und Nacht. Bei beiden Häusern zwei Stockwerke mit je fünf Fenstern. Bei beiden Häusern die Tür unten rechts. Bei beiden massive Giebel

Abbildung 127

mit zwei Kammerfenstern darin, bei beiden die Schornsteine hinter der Firstlinie. Und doch ist bei Abb. 141 alles verpfuscht und bei Abb. 140 alles gut. Um ein solches Haus säuseln die Winde, über ihm lacht der Himmel, ziehen die Wolken. Es steigt aus der Erde, wie eines ihrer Produkte, das dort wachsen musste, so natür-

lich, wie die Bäume neben ihm. In einem solchen Hause wohnen Menschen, an ein solches Haus können sich ihre Schicksale anknüpfen. Ein solches Haus kann ihnen Heimat werden.

An einem schnöden Kasten wie auf Abb. 141 wächst nichts an. Kein Baum, kein Heimweh. Hart, kalt und beziehungslos steht es in der Landschaft, und nur ein beengendes Gefühl kommt uns vor demselben auf, dass Menschen darin eingesperrt werden können. —

Grössere Varianten zeigen Abb. 142 und 144. Beim ersten durch das gebrochene Dach, dessen oberer Teil abgewälmt ist, beim zweiten durch einen Risaliten, der von einem Giebel bekrönt ist. Innerhalb solcher ganz einfacher Bauformen bewegen sich unsere sämtlichen Beispiele. Und trotzdem diese Mannigfaltigkeit, diese Fülle von Charakteren und Schönheit. Und wie öde dagegen ist jene Musterkarte von Bauformen, die unsere modernen Wohnhausbauten zeigen, mit ihren Spitzchen, Türmchen, Giebeln, Dachreitern, Treppenanbauten, Balkonen, Loggien, Terrassen, mit denen man die kleinen Bauten zerdrückt und zerreisst. Verzichtet man aber auf sie, so ist der formlose Kasten wie unsere Gegenbeispiele das Resultat.

Endlich noch ein paar Beispiele für Eingänge. Man vergleiche Abb. 146 und 147. Auch hier wieder ist alles identisch, bis auf den einen Unterschied, dass links alles gut, rechts alles schlecht ist. Man wird sagen, dass die beiden Bäume auf 146 das Bild wesentlich höben. Der

Abbildung 128

Eingang wäre auch ohne sie gut und der andere schlecht. Aber ich möchte hier etwas bemerken, auf das ich schon mehrfach in den Bänden der Kulturarbeiten aufmerksam gemacht habe: die an den rechten Fleck gesetzten und recht gepflegten Bäume gehören doch durchaus mit in das Gebiet der menschlichen Anlage. Nichts würde den Besitzer von 147 hindern, ebensolche Bäume zu pflanzen und zu ziehen, die durch sorgfältiges Beschneiden ihre niedere Form bewahren und so nicht die oberen Fenster des Hauses verdunkeln, sich aber über die Treppenterrasse als Laube wölben.

Bei Abb. 148 und 149 könnte man sagen, dass die vorgelagerte Terrasse teuer sei. Dadurch, dass man sie im Innern als Vorratsraum ausbaute, ist es kein toter Ausbau, sondern nur eine gute Verbindung von Raumdisposition mit äusserer Gestaltung. Wenn man es wollte, könnte man bei einem Hause wie auf 149 ohne Erhöhung der Gesamtbaukosten, nur durch Verschiebung der Anlagen, einen guten und freundlichen Treppenaufgang gewinnen.

Handelt es sich gar um Aussenpforten, so kann man durchweg behaupten, dass die heutigen eisernen Pforten trotz ihrer Hässlichkeit und Unzweckmässigkeit t e u r e r sind, als die alten hölzernen (Abb. 150, 151). Ich verweise hier auf das in Band II, Gärten, Seite 119—128 über dies Thema, Holz und Eisen, Gesagte.

Für alle Nuancierungen bis hinauf zu dem grossen

Abbildung 129

Landhause finden wir in unseren Traditionen den Weg vorgezeichnet, der beschritten werden muss, wenn wir zu denselben gesunden Resultaten kommen wollen, wie wir sie bei den Engländern so sehr bewundern.

Wir können gar nichts anderes tun, als diese Traditionen wieder anknüpfen. Was bewundern wir denn in

jenen alten Formen anders, als die Menschen, und die Art, wie sie in ihren Bauten so ganz sie selbst waren.

Da nun der Unterschied von unseren Grossvätern bis zu uns nicht so gross ist, wie immer behauptet wird, sondern überhaupt nur auf gewissen Gebieten besteht, und im letzten Grunde sehr vieles, was unsere Grossväter hatten, wir aber nicht mehr haben, uns heute nicht als unbrauchbare Antiquität erscheinen, sondern als wertvolles Erbe erwünscht sein sollte, ist die Anknüpfung an jene Zeit nicht so reaktionär, als es vielleicht Manchem auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn man mag über jene Zeit denken, wie man will. Das eine wird man ihr unbedingt lassen müssen: es war eine vornehmere, ehrlichere Welt, in der die Sucht, etwas anderes zu scheinen, als was man ist, im Gesamtkulturbild nicht hervortrat, während es heute das Kainszeichen unserer Zeit ist.

In der Reihe der Abbildungen sind eine Anzahl von Bautypen, wie sie mehr dem vorstädtischen oder, was dasselbe sagen soll, dem bürgerlichen Charakter ihrer Bewohner, im Gegensatz zum ländlichen oder Arbeiterbewohner, entsprechen. Auch hier ist gar kein Wert auf Vollzähligkeit der Typen gelegt, sondern sind lediglich die aufgezählt, die Zeit und Charakter nach bei uns vorherrschen. Eine jede neue Gegend Deutschlands wird neue Typen dazufügen können. Ich kann den vielen Amateurphotographen, die sehr oft nicht recht wissen, was sie vor ihre Linse bringen sollen, gar nicht dringend ge-

Abbildung 130

nug empfehlen, sich im Sammeln ihrer heimischen Bautypen zu üben. Sie werden auf diese Weise nicht allein mehr Freude an einer systematischen Anwendung ihres Steckenpferdes haben, sondern sie werden an diesen Beobachtungen ihre Augen üben und in ihren Sammlungen Ueberlieferungen aufspeichern, die vielleicht später von grösstem Werte sein werden.

Wenn man die Gegenbeispiele immer so gebaut haben würde, wie ihre gegenüberstehenden Beispiele, so hätte man keinen Vorteil bequemen Wohnens etc. aufzugeben brauchen, wohl aber hätte man die Gegend nicht geschändet und nicht, wenn man es je wieder gut machen will, eine Unsumme menschlicher Arbeitskraft und somit nationalen Vermögens auf die unsinnigste Weise verschwendet.

Ich habe die stereotype Entgegnung bei den Gegnern unserer Bestrebungen schon des öfteren erwähnt: ja, diese Bauweise möge ja ganz malerisch sein, aber sie stehe im Widerspruch mit den hygienischen und anderweitigen Forderungen unserer modernen Zeit, wie sie sich in den baupolizeilichen Bestimmungen ausdrückten, und ein schöneres Aussehen der Gebäude sei aus wirtschaftlich-finanziellen Gründen nicht möglich. Die Hauptaufgaben unseres ländlichen und städtischen Bauens drehten sich um ganz andere und viel wichtigere Dinge, nämlich darum, gesunde, praktische und billige Wohnungen zu schaffen u. s. w. u. s. w.

Zunächst ein pro domo: kein Mensch, der von meinen Bestrebungen (auch auf anderen Gebieten als des Bauens)

Abbildung 131

auch nur eine ungefähre Vorstellung hat, wird auf den Gedanken kommen, ich wünschte das Entstehen heller gesunder Räume mit frischer Luft und die allgemeine Erkenntnis der wichtigsten hygienischen Forderungen hintanzuhalten. Ein grosser Teil meiner persönlichen praktischen Propaganda ist auf die Aufklärung über diese Dinge gerichtet. Ich glaube ruhig ähnliches von allen denen behaupten zu können, die mit mir für Heimatschutz kämpfen.

Es wird aber für die Allgemeinheit gut sein, jetzt am Schluss noch einmal alle hier in Frage kommenden Momente systematisch zusammenzufassen und sie dann der Reihe nach zu untersuchen.

Die Anhänger unserer landläufigen Bauweise behaupten: die Vorzüge der Bauten, wie ich sie als Gegenbeispiele zeige, vor den alten Bauten, wie ich sie als Beispiele vorführe, bestehen in hygienischen Fortschritten, Feuersicherheit, Billigkeit.

Ich behaupte dagegen:

1. Das unfreudige, verdrossene Aussehen unserer neuen Architektur, die wir unter die Rubrik der „wirtschaftlichen, praktischen" Bauten einreihen, ist noch nicht a priori identisch mit hygienisch, feuersicher, billig.

2. Die Bautypen und Bauformen der bäuerlichen und bürgerlichen Kultur bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind nicht a priori identisch mit unhygienisch, feuergefährlich, kostspielig.

Abbildung 132

3. Gegenüber den Forderungen an Hygiene, Feuersicherheit und Billigkeit mögen in manchen Fällen die alten Gebäude selber fallen, ihre anmutigen und freundlichen Formen können bestehen. Denn mit ihnen kann man diese Forderungen erfüllen. Mit ihnen so gut wie mit allen anderen kann man sie natürlich auch nicht erfüllen.

Abbildung 133

Dass sie symbolisch den Forderungen der Hygiene etc. widersprächen und deshalb „unwahrhaftig" wären, ist nicht zu behaupten. Ihr Ausdruck ist ausgesprochen der von Freundlichkeit, Gesundheit, Anmut und Stille, also Dingen, die den Kernpunkt der Lebenshygiene ausmachen. Und um andere kann es sich beim wahrhaftigen Ausdruck der Architektur gar nicht handeln. Es reicht ins Gebiet des Humors, wenn Prinzipienreiter for-

dern, das Vorhandensein von Waterklosets müsse in der Architektur seinen Ausdruck finden.

4. Die traditionellen Formen, wie sie unsere Beispiele zeigen, sind in keiner Weise als ein von unserer Entwicklung überwundener Standpunkt zu betrachten. Sie sind lediglich in einer Epoche heilloser Verwirrung verloren und vertrödelt worden. Die Verwirrung kam durch einen beklagenswerten Systemwechsel in der künstlerischen und handwerklichen Erziehung.

5. Ein blosser status quo ante ist unser Endziel nicht, sonst müsste es als reaktionär bezeichnet werden, sondern es heisst Weiterentwicklung mit sorgfältiger Berücksichtigung aller „Forderungen".

Wir betrachten ausdrücklich als den Zweck der „Kulturarbeiten", die Vorbedingungen zu einer Weiterentwicklung wieder zu schaffen. Wir betreiben diese Propaganda so eifrig, weil wir der Ueberzeugung sind, dass eine solche Weiterentwicklung allein über den Wiederbesitz des ganzen nationalen Schatzes führt und zwar nicht des antiquarischen Schatzes, sondern des noch nutzbaren: den der bürgerlichen und bäuerlichen Kultur. Erst wenn wir wieder soweit sind, dann sind wir reif genug, an die Gestaltung „neuer Formen" zu gehen. Aber diese müssen orga-

nisch wachsen und dürfen nicht zum Modeartikel, d. h. „letzter Neuheit" werden.

Richtet sich der Vorwurf gegen die alten Bauten selbst, so ist unser Standpunkt folgender:

Die Anschuldigungen treffen lediglich die mittelalterlichen Bauten. Die Bauten der Periode, die für uns fruchtbar wird, erfüllen meist die Forderungen der neueren Zeit ganz leidlich, die übrigen Hauptforderungen viel besser. Vier Fünftel aller Anschuldigungen sind fahrlässig aus der Luft gegriffen und werden ohne Nachprüfung weitergegeben.

Wir brauchen die alten Bauten noch als Lehrer. Wenn wir es erst wieder können, dann können wir sie ja neu entstehen lassen.

Untersuchen wir auf dieses Glaubensbekenntnis hin unsere Abbildungen nach den Bauformen und die Verschiedenheiten bei Alt und Neu, soweit sie für Hygiene, Feuersicherheit und Billigkeit in Frage kommen.

Für die gesundheitlichen Fragen kommen in Betracht: die Lage des Gebäudes, die technische Ausführung desselben, soweit es die richtige Fundierung, Isolierung der Wände, Trockenlegung des Grundes etc. betrifft. Alle andern Einrichtungen wie Kanalisation, Heizung etc. treten zur Architektur nur hinzu, ohne für ihre Formen bestimmend zu werden. Ferner werden für die Bauten wichtig: die Gestaltung der Räume in ihren Ausmessungen, die Grundrisslösung in Bezug auf vernünftige Lagerung der

Abbildung 134

Räume, endlich die Anordnung der Zugänge, der Türen und der Oeffnungen für Luft und Licht, der Fenster. Endlich die Anordnung der Häuser zueinander. Gerade diese letzten Punkte werden ja für die sichtbare Gestaltung des Baues am allerwichtigsten.

Nehmen wir nun zwei Bauten, etwa wie auf Abb. 152 und 153. Beide Bauten sind beiläufig gleich gross und dienen beiläufig gleichen Zwecken. Nur der Ausdruck der Häuser ist ein grundverschiedener. Wer bis hierher meiner Darstellung gefolgt ist, bedarf nicht näherer Beschreibung dessen, was ich meine.

Abbildung 135

Die aus dem Vorhergesagten resultierende Untersuchung müsste nun ergeben, ob die Abweichungen und Veränderungen des neuen Baues gegenüber dem alten irgendwelche Verbesserungen oder Vorzüge auf hygienischem Gebiet bedeuten. Die tatsächlichen hygienischen Vorzüge, die das Haus auf 133 vielleicht haben mag, die aber nicht im Zusammenhang mit seiner sichtbaren Erscheinung stehen, sind hierbei für uns natürlich ohne Belang.

Abbildung 136

Bei beiden Häusern handelt es sich um einen Bau aus massiven Mauern. Der erste grosse Unterschied ist der, dass 152 ein abgewälmtes Satteldach, 153 ein gewöhnliches Satteldach mit massivem Giebel hat. Ohne prinzipiell über Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Bauformen urteilen zu wollen, ergiebt doch die einfache Anschauung, dass für ein bescheidenes Wohnhaus die abgewälmte Form den Eindruck der bescheidenen Behaglichkeit mit sich bringt, den Häusern im Charakter der Vorstadt-Gartenhäuser sehr glücklich entspricht. Der nicht

Abbildung 137

spitze und nicht flache Giebel auf 153 bringt zudem den Ausdruck von vollkommener Charakterlosigkeit mit sich. Allerdings gibt er Gelegenheit zum Ausbau von einem Zimmer. Indessen liesse sich, wo dies erwünscht, auch bei 152 eine Mansardenkammer, ungefähr wie auf Abb. 110 ausbauen, die mit Isolierwänden versehen dieselben Annehmlichkeiten beim Bewohnen besässe, wie die im Giebel eingebaute Kammer.

Ein grundlegender Unterschied ist ferner die Anordnung der Fenster. Man müsste, um die Unterschiede für die Innenräume recht klar zu machen, einen jeden zuerst

in solche Räume führen und ihn durch eigenen Augenschein von der Wirkung der Fensteranlage für das Innere, wie auf 152 und 153, überzeugen. Man ahnt es ja auch sofort schon von aussen, welche gemütlichen Zimmer hinter den Fenstern auf 152 und welche nüchternen Hohlräume hinter denen auf 153 sitzen müssen. Die hochansetzenden, breiten Fenster in jenem Hause ergeben das den Augen so wohltuende Licht, wie ich es auf Seite 116 beschrieb, während auf dem andern Bau die Fenster die verkümmerten Formen des Palastfensters zeigen, das beim Schlossbau mit weniger als drei oder vier Meter gar nicht vorkommt, weil es so erst zur Wirkung gelangt. Schon die Tatsache, dass die Zimmer mit jener Fensteranlage wie auf 152 heller werden, ist ein hygienischer Vorzug, ganz zu geschweigen von der Augenhygiene, die in unserer Zeit, wo die Hälfte der Menschheit mit Augengläsern herumläuft, zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist.

Auch die gedeckte Eingangsanlage auf 152, die im Winter mit Glasscheiben geschlossen werden kann und so einen Windfang bildet, ist eine günstigere, und, wenn man will, eine für hygienische Gesichtspunkte geeignetere. Ist der Windfang für die Verhütung des Zuges im Hause wirklich so unumgänglich notwendig, so sollte man doch bedenken, dass er einmal in den einfachen neuen Häusern auch nicht vorhanden ist, zum andern, dass er sich in fast allen alten Häusern leicht einbauen lässt.

Aehnlich steht es mit allen andern Vorwürfen, mit

denen man die alten Häuser oder vielmehr ihre Bauart überhäuft. Immer wieder hört man jene Behauptung, die gar nicht die architektonischen Formen treffen kann: dass es in ihnen zöge. Ich möchte wissen, wie es nach hundert Jahren in den heutigen Brandkassenkisten zieht. Ein hölzernes Fenster kann keine ewige Dauer haben. Auch die Tatsache, dass die meisten jener älteren Häuser keine Doppelfenster haben, trifft noch nicht ihren architektonischen Gedanken. Auch die neuen einfachen Häuser haben selten Doppelfenster. Und bei den alten Häusern selbst lassen sie sich auch ohne erhebliche Schwierigkeiten anbringen. Gerade diese aussen bündig mit der Mauer sitzenden Glasflächen, wie auf Abb. 146, wirken besonders bei nicht monumentalen Gebäuden sehr fein und haben noch dazu ihre praktischen Vorteile, auf die ich bei der Innenarchitektur noch einmal zu reden komme.

Von hygienischen Gesichtspunkten aus lässt sich also nichts finden, was für die lieblose Kastenform auf 153 spräche. Dasselbe Resultat dürfte sich beim Durchgehen sämtlicher andern Beispiele und Gegenbeispiele ergeben.

Ganz unmöglich dürfte es sein, in den Bauformen auf 153 etwas zu finden, was die Feuersicherheit gegen 152 erhöhte. Bei beiden sind massive Mauern, bei beiden ist die Dachkonstruktion von Holz und mit Dachsteinen feuerfest eingedeckt. Die Tatsache, ob in den Häusern massive Decken liegen oder nicht, spricht im Ausdruck des Aeussern und Innern gar nicht mit.

Abbildung 138

Im übrigen kann ich mich mit dem Sinn der Brandvorschriften wenig befreunden, von denen eine ganze Reihe recht sehr auf dem grünen Tisch ausgedacht zu sein scheinen. Geradezu verheerend in der Erscheinung der Dörfer und Vororte wirkt z. B. die Bestimmung, durchaus alle Brandmauern an der Grenze über Dach zu führen. Da nun auch an allen Orten, auch da, wo gar kein Nachbar

Abbildung 139

daran denkt, anzubauen, dieser Bestimmung genügt werden muss, sehen alle Grenzmauern, die natürlich unverputzt bleiben, wie Gefängnismauern aus.

Jahrzehntelang hat man von feuersicheren Treppen gesprochen und darunter, als sei's selbstverständlich, steinerne und eiserne Treppen verstanden. Erst in neuerer Zeit sind nun auch die Fachleute davon zurückgekommen. Lehrreich ist ein kürzlich gemachter Versuch, um zu erfahren,

Abbildung 140

ob denn die hölzernen Treppen wirklich so durchaus ungeeignet seien. In einem $1^1/_2$ stöckigen Holzhause waren gleichmässig mit gleicher Belastung aufgestellt: eine Steintreppe, eine eiserne Treppe, teils mit Holz-, teils mit Xylolithbelag, eine Treppe aus Kiefernholz — die beiden letzten erhielten verputzte Unterschichten — und eine kleine Treppe

Abbildung 141

aus Eichenholz, die nicht verputzt war. Die Sachverständigen stellten fest, dass nach drei Minuten des Brandes der oberste Tritt der Steintreppe sprang und herabstürzte und nach einer weiteren Minute sämtliche Tritte bis auf die zwei unteren Steinstufen zerstört waren. Die eiserne Treppe hatte gut ausgehalten, doch war sie etwas stärker

hergestellt, als sonst üblich und mit unverbrennbarem Stoff begossen. Die Eichentreppe war ungefähr einen Zentimeter von der Aussenseite angebrannt. Auch die Kiefernholztreppe hatte nur einen Zentimeter von der Aussenseite gelitten; ihr Verputz hatte standgehalten.

Wenn auch ein solcher Versuch keine unbedingte Beweiskraft hat, so deckt er sich doch mit den Vermutungen oder Behauptungen gar vieler Fachleute, aber durchaus nicht immer mit den Bauvorschriften. Es ist nur zu wahrscheinlich, dass die hölzernen Treppen, besonders die eichenen oder auch solche aus Kiefernholz, soweit sie unten verputzt sind, doch nicht ohne weiteres so feuergefährlich sind, wie man bisher allgemein annahm. Andererseits hat man aber längst aus sehr zahlreichen Versuchen schon ersehen, dass Eisen in unverhülltem Zustande bei Bränden das allergefährlichste Material ist, weil Träger und Säulen sich biegen und unter den Lasten zusammenstürzen; ferner, dass das Eisen sehr bald heiss und unbegehbar wird, bei seinem hohen Ausdehnungskoeffizienten sich streckt und so die Mauern erschüttert. Auf all das haben die neueren Architekten ja längst Rücksicht genommen, aber die Formen, die man mit der Zeit mit all den Vorschriften erzwungen hat, wollen sich nicht mehr ändern.

Wie schief gedacht eine Anzahl der Feuerpolizeivorschriften oft sind, dafür führt der Baurat Schmidt in Dresden einige vortreffliche Beispiele an. So sagt er z. B. sehr richtig, dass der massivste Scheunenbau den Inhalt nicht

vor einer Feuersbrunst, die im Innern ausbricht, schützen kann. Wenn aber der Inhalt in Brand gerät, so ist er nie mehr zu retten. Aber ebensowenig sind danach die ausgeglühten Mauern des Massivbaues noch etwas nutze, die eben grad nur noch abgerissen werden können. Der Besitzer hat nur eine grössere Summe an dem teureren Bau verloren.

Die Vorschriften der Feuerpolizei und die Brandkassenbedingungen aber sind es, die die ländlichen Bauten meist sehr teuer machen. Um nicht zu hohe Versicherung zahlen zu müssen, befolgen nun auch alle Bauherrn die Schema F-Vorschriften und es entstehen immer mehr und nur noch jene Gebäude, für die in einsichtigen Architektenkreisen längst der Spottname „Brandkassenkisten“ entstanden ist.

Es kann nicht Aufgabe dieser Bücher sein, die einzelnen Bestimmungen der Reihe nach zu untersuchen, besonders, da jedes Land und jeder Kreis seine besonderen hat. Nur anregen sollen sie, diesen Fragen endlich allgemeiner nahezutreten, die tatsächlich die Krebsschäden unserer ländlichen Architektur bedeuten.

Der beste Feuerschutz wird immer ein liebender, sorgender Sinn der Bewohner sein, wie ihn die Freude am eigenen, schönen Besitz grosszieht. Ein Haus, wie unsere Gegenbeispiele es in zahlreicher Abwandlung zeigen, züchtet den nicht. Der Besitzer von solchen Häusern verlässt sich auf seine Brandkasse.

Abbildung 142

Bei allen baulichen Fragen begegnen wir der Kostenfrage als integrierendem Punkt. Gehen wir ohne jene Vorurteile unsere Bilder durch, so wird man in den meisten Fällen finden, dass die Beispiele, soweit sie den Gegenbeispielen an Umfang etc. genau entsprechen, wesentlich billiger hergestellt werden können. Unsere ländliche Bauerei könnte mit Einschränkung von all den Bestimmungen, unter denen Bauherrn wie Architekten gleich seufzen, wesentlich entlastet werden.

Abbildung 143

Eine der Bauvorschriften, die am meisten einem toten Schema entspringen, ist die Bestimmung aller lichten Höhen der bewohnten Räume durch zu hohe Minimalmasse.

Die Wohnungen der alten Häuser hatten fast durchweg relativ niedrige, aber breite und geräumige Zimmer.

Abbildung 144

Es gehört mit zu den Tendenzen unseres heutigen Bauens, ja der baupolizeilichen Vorschriften, die Zimmer durch die Bank möglichst h o c h zu gestalten. Diese, wie manche andere solcher Vorschriften und Tendenzen, entspringen ja ganz sicher den lautersten Bestrebungen. Man will erreichen, dass die Menschen in lichten, luftigen und gesunden Räumen hausen. Wenn man hört, was Staat, Ge-

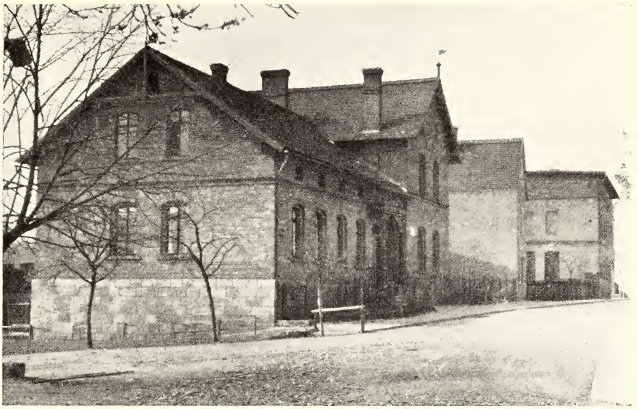

Abbildung 145

meinwesen, Verwaltungen, Bauschulen, Architekten und Maurermeister als Programm aufstellen, könnte man wahrhaftig manchmal auf die Idee kommen, es müsste doch alles gut werden bei so viel Wollen. Aber ach, es liegt nun mal heute über allem das unsagbare Missgeschick des Reissbrettschemas, der erstarrten und toten Paragraphen und der Schutzmannsästhetik. Alles wird verfehlt und scheusslich, was auf Grund dieser Bestrebungen, Paragraphen und Vorschriften entsteht. Es ist, als ob ein Bär mit plumpen Tatzen in das feingeordnete Gewebe eines Organismus tappt. Früher erledigte ein jeder seine Angelegenheiten nach eigenem Gusto und nach seinen eigenen

Bedürfnissen. Da aber die Bedürfnisse der meisten Menschen gar nicht so sonderlich voneinander abwichen, sondern sich immer nur nach allgemeinen, stets wiederkehrenden Typen richteten, so sah ein jeder das, was er brauchte, seinem Vorgänger oder Nachbarn ab, was mit andern Worten heisst: er schöpfte aus der Tradition, die ihn führte und die er weiterführte. Das System hat sich heute geändert. Es wird sich nicht ganz ohne Grund geändert haben. Jedenfalls erscheint es mir nicht richtig, ohne weiteres die Möglichkeit, mit einem solchen System weiter zu wirtschaften, zu verneinen. Das aber steht über allem Zweifel fest: die Art, wie man heute das System gebraucht, ist sehr häufig Missbrauch. Mag sein, das System steckt noch in den Kinderschuhen. Deshalb muss man aber auch die Notwendigkeit überall ins Auge fassen, die Paragraphen und Vorschriften zu verfeinern, indem man sie mehr aus dem Leben, als aus dem Bureau erwachsen lässt.

Man will gesunde, menschheitsbeglückende Stätten schaffen und man errichtet traurige Kasernen, in denen die Lebensfreude erstirbt. Sei man gerecht: man hat das Beste gewollt. Aber man hat es sehr ungeschickt gemacht. Doch, wo ist der Sehende, der es mit dem betrachtenden und prüfenden Blick seiner Augen erkennt?

Bis vor kurzem war auf dem platten Lande noch eine lichte Höhe von 2,50 m vorgeschrieben, in der Stadt von 3 m und mehr. Jetzt fängt man auch in den

Kolonien an, diese Minimalmasse von 3 m oder mehr anzunehmen.

Jeder nur einigermassen Bauverständige wird ohne weiteres wissen, wie sehr diese Vorschrift zunächst das Bauen verteuert. Rechnet man die Baukosten für den Kubikinhalt rund mit 17 Mark, so spielt es eine Rolle, ob bei einer bebauten Grundfläche von — um irgend ein Beispiel anzunehmen — 150 Quadratmeter, die einem kleineren Ein-Familienhause entsprechen dürfte, bei zwei Stockwerken zwei Meter Höhen gespart werden können, oder nicht. In Zahlen ausgedrückt, wären es rund 5000 Mark.

Es müsste deshalb hier die Frage entstehen, ob diese absoluten Höhenmasse der Räume wirklich den hohen Wert haben, wie man heut allgemein annimmt.

Hohe, feierliche Räume sind ja ganz sicher etwas sehr Schönes. Man wird mit Bewunderung durch grosse Prunksäle gehen, die 5 Meter oder mehr in der Höhe messen. Schon ganz anders gestaltet sich die Frage, ob man immer in solch hohen schlossähnlichen Räumen wohnen möchte, selbst wenn man es könnte, oder ob man nicht wenigstens für gewisse Wohnzwecke gerade behaglich niedrige für wünschenswert erachtet.

Heute ist die Allgemeinheit der Menschen gar nicht mehr befähigt, überhaupt über diese Fragen mitzureden. Mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie das Axiom hinnimmt, „Ornamente verschönen", schleppt sie auch

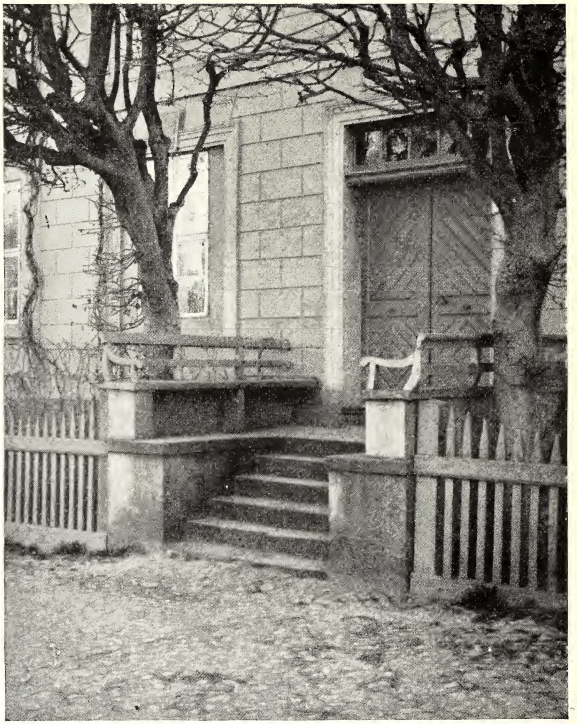

Abbildung 146

dumpf und stumpf das Vorurteil mit „je höher, desto besser“. Davon, dass in diesen Massen feine geheime Ge-

Abbildung 147

setzmässigkeit waltet, davon ahnen ja mit wenig Ausnahmen selbst die „Fachleute“ nichts.

Abbildung 148

Es ist bei englischen Landhäusern eine ganz selbstverständliche Massnahme, die Wohnräume nicht höher als 2,65—2,70 zu machen. Da das überall, auch in den reichsten und vornehmsten Landsitzen geschieht, kann Sparsamkeit nicht die Ursache sein. Auch in Bezug auf Hygiene pflegt uns ja meist der Engländer mit Recht ein Vorbild zu sein. Da die klügsten und besten Architekten

Abbildung 149

Englands diesen Brauch sorgsam hüten und die Tradition nicht durchbrechen, muss es doch wohl seinen guten Grund haben.

Und in der Tat wird man sehr bald nach einigem Nachdenken auf den Grund kommen. Der fein Empfindende und für die Sprache der Formen Empfängliche wird ja rein gefühlsmässig schon die Wahrnehmung

machen, dass Räume von 2,60—2,80 m etwas ungemein Behagliches, Freundliches haben. Wächst dann die Höhe, so erhalten wir den Eindruck, dass die Räume an Harmonie verlieren. Handelt es sich um kleine Räume, so wirkt eine lichte Höhe von 3,00—3,50 m und mehr schon höchst ungemütlich, da sie den Reiz des Behaglichen, Trauten, Gemütlichen verloren haben, ohne schon eigentlich als wirklich hoher Raum zu wirken. Sie sehen aus, als ob man wollte und nicht könnte. Bei grossen Räumen fängt bei 4 m Höhe der Raum wieder an, eine innere Harmonie zu gewinnen, welche sich nun nicht mehr verliert, so lange mit dem Wachsen der Höhe ein entsprechendes Vergrössern der Grundfläche verbunden ist. Im allgemeinen scheint sich der Erfahrungssatz zu bestätigen, dass die längere Horizontalausmessung des Zimmers die Höhe immer um ein Beträchtliches überschreiten muss, während die kleinste Horizontalausmessung zum mindesten etwas grösser sein muss, als die Höhe. Nur bei ganz besonderen und eigentümlichen Gestaltungen oder Teilungen des Raumes wird dieses ungeschriebene Gesetz durchbrochen, während bei einfach rechtwinklig angeordneten Zimmern die Erfahrung immer dieselbe bleibt.

Die Ursache dieser so merkwürdig fest fixierten Masse muss doch in irgend einer Ausmessung liegen, die für uns Menschen eine Konstante ist. Ich meinerseits bin der Ueberzeugung, dass diese Konstante der menschliche Körper selbst ist und dieses Mass, wenn auch nicht als einzig aus-

schlaggebender Faktor, doch jedenfalls viel mitspricht. Die Durchschnittsaugenhöhe des Menschen ist 1,50—1,75. Vergleichen wir diese Höhe nun mit der, die uns rein gefühlsmässig für die Zimmerhöhen die unproportionierteste erscheint, nämlich mit 3,00—3,50 m, so ergiebt sich das überraschende Resultat, dass die Augenhöhe des Menschen Räume von dieser Höhe in der Mitte teilt. Es fällt einem hierbei sogleich ein, dass Mittelteilungen bei allen architektonischen Proportionen die allercharakterlosesten sind. Seit altersher sind die Möglichkeiten günstigster Teilung Gegenstand des Studiums von Malern und Architekten gewesen. Viele Abhandlungen sind darüber geschrieben worden und manche Künstler behaupteten, dem Geheimnis durch die Teilung nach dem goldenen Schnitt auf den Grund gekommen zu sein [a : b = b : (a + b)]. Jedenfalls ist es Erfahrungssache, dass derartige oder ähnliche Teilungen am günstigsten sind. — Zu der Teilung durch das Körpermass des Menschen kommt noch das Mass gewisser Möbel hinzu, die ungefähr die Höhe des Menschen haben.

Selbstverständlich kann dieser Versuch einer Erklärung einer gefühlsmässig längst anerkannten Beobachtung nicht genügen, um die schlechten Proportionen der Stockwerkhöhen von 3,00—3,50 m zu erweisen. Ausschlaggebend wird nur die Beobachtung der Raumstimmung selbst sein. Kommen wir in alte Wirtsstuben im Gebirge, deren Holzdecken oft nur 2,20 m über dem Fussboden sind, so ergiebt das eine ganz gewiss eigenartige Raum-

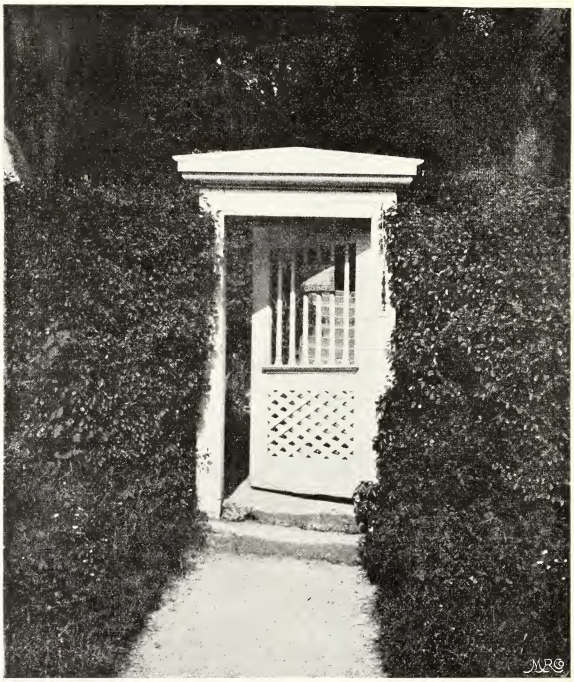

Abbildung 150

stimmung, deren Reize wir uns nicht entziehen können. Doch werden wir nicht in solchen Räumen zu wohnen wünschen, da sie auf die Dauer doch vielleicht etwas

Abbildung 151

Drückendes haben könnten. Wenn sich aber die helle Decke noch einen Meter über dem Kopfe eines grossen

Abbildung 152

Menschen befindet, so wird man kaum noch von drückender Wirkung reden können, zumal da dann schon ziemlich niedere und breite Fenster den Raum und die Decke licht machen. Wachsen aber die Räume auf 3 und 3,50 m, so müssen auch die Fenster mit in die Höhe wachsen, wenn die Decke nicht im Dunkel bleiben soll. Denn die

Abbildung 153

belichtete und reflektierende Decke ist ein Hauptmittel zur Durchlichtung des ganzen Raumes. Wachsen aber dementsprechend die Fenster in die Höhe, so entsteht wieder die Karikatur des Palastfensters, von der ich weiter oben sagte, dass sie erst bei 3—4 m Höhe und 1,20 m Breite zu wirken anfängt. Lassen wir aber das Fenster des Bürgerhauses, um ihm eine charaktervolle Gestalt zu geben, auch in die Breite wachsen, so verliert es jedes Verhältnis

zu den Räumen und wird viel zu mächtig. In neuerer Zeit hat man im Streben nach Luft und Licht sehr häufig solche grossen Fenster gemacht. Aber auch hierbei bewahrheitet sich der Satz, dass nicht jede Steigerung eine Besserung mit sich bringt, sondern dass es auf die Verhältnisse ankommt. Wie es zu kleine, so kann es aber auch sehr wohl zu grosse Fenster geben. Sehr bald wird das dann von den Bewohnern empfunden und das Schlussresultat ist, dass man mit Vorhängen und Gardinen die zu grosse Lichtflut wieder beseitigt.

Diese gesetzmässigen Notwendigkeiten hat man in Zeiten gesunden Bauens stets instinktmässig oder mit kluger Ueberlegung gefunden, denn in allen alten Landhäusern und den städtischen Wohnhäusern der Gartenstrassen findet man sie sorgfältig beachtet. Selten, dass ihre Räume über 2,80 m hinaussteigen. Wo aber in einem solchen Hause ein Saal eingegliedert werden soll, da durchbricht er meistens das Stockwerk und steigt zu 4 m und mehr empor.

Wenn man heute für eine vernünftige Höhe der Stockwerke in Bürgerwohnungen spricht, so kann man im voraus ziemlich sicher sein, dass man zur Antwort erhält: ja, aber hygienischer sind doch die hohen Räume.

Ueber die Schönheit wirklich hoher Räume sprach ich schon, ebenso über die Unerreichbarkeit in schlichten Wohnungen und über den hohen Stimmungsreiz relativ niedriger Räume. Meiner Ueberzeugung nach ist auch

die absolute grössere Tauglichkeit der höheren Räume in hygienischer Hinsicht nicht zu erweisen. Für die Reinheit der Luft wäre doch allein der Kubikinhalt des Raumes massgebend, nicht die Proportionen. Wenn man für Arbeiterhäuser und dort, wo man einen Missbrauch des Raumes durch Ueberfüllung fürchten kann, den Kubikinhalt pro Person vorschreibt, so hat das einen Sinn. Geradezu lächerlich wird es aber, wenn einem wohlhabenden Privatmann, der sich seine Villa baut, die Höhe seiner Zimmer vorgeschrieben wird und man ihn verhindert, sie so zu gestalten, wie sie ihm am besten proportioniert erscheinen.

In Wahrheit lässt sich ja reine Luft auch mit so plumpen Polizeivorschriften nicht erzwingen, wenn die Besitzer nicht das Bedürfnis nach Lüftung und Reinheit der Räume haben. Bei unkultivierten Bewohnern kann auch ein relativ hoher Raum zur dumpfen Stickluftthöhle werden, ebenso wie bei Menschen, denen Licht und Luft ein Lebensbedürfnis ist, ein kleiner, relativ niedriger Raum stets die reinste Luft haben wird.

Gewöhnlich folgt hierauf ein Argument, das ebenso charakteristisch wie unzulänglich ist. Man bringt nämlich als letzte Verteidigung der 3 m-Zimmer an: in niedrigen Zimmern kann man nicht genug rauchen.

Ich will in diesem Buche wirklich weder für noch gegen das Rauchen Stellung nehmen. Aber man wird zugeben, dass es an sich schon eine eigentümliche Kon-

Abbildung 154

sequenz ist, dass man nach einem narkotischen Genussmittel die ganzen Grundformen der Architektur ändert. Es handelt sich nicht um die Höhe eines einzelnen Rauchzimmers oder gar Klub- oder Gastzimmers, die ja ohnehin meist sehr hohe Abmessungen haben, sondern um die allgemeine, polizeilich geregelte Durchschnittshöhe aller menschlichen Wohnungen. Niemand wird behaupten wollen, dass es eine gute Sitte sei, in

Abbildung 155

allen Zimmern des Hauses zu rauchen. Es würde ein leichtes sein, in wohlhabenderen Einfamilienhäusern einen Herrenraum zu schaffen, der die Stockwerkhöhe nach oben oder nach unten durchbricht. In den bescheidenen Häusern wie den Arbeiterhäusern dagegen, wo jeder Platz aufs äusserste ausgenutzt ist und für Luxus kein Raum bleibt, wird jede künstliche Verschlechterung der Luft vom Uebel sein, mögen die Zimmer höher oder niedriger gehalten werden.

Abbildung 156

Noch eine andere praktische Erwägung. Der benutzbare Raum des Zimmers ist die Bodenfläche, sei es zum Stellen der Möbel und Ausbreiten der Arbeit, sei es zur Bewegung. Nun ist es an Orten mit teueren Bodenpreisen und auch dort, wo der Boden billig ist, eine allgemeine Gepflogenheit, dass die Grundflächen der Räume im Verhältnis zu ihrer Höhe jämmerlich klein bemessen sind. Wenn man durch die neuen Villen oder Heimstättenkolonien, von den Mietskasernen ganz zu schweigen, geht, findet man eine Unmasse Zimmer von

Abbildung 157

2,00, 2,20, 2,50 m Breite mit einem langen Fenster, aber einer Höhe von 3,50 m und mehr. Wie in Gefängnissen kommt man sich in diesen Räumen vor.

In den Städten sind solche Räume das natürliche Züchtungsprodukt der baupolizeilichen Bestimmungen. Die Bodenpreise sind sehr hoch, Stockwerkhöhe und Stockwerkanzahl ist vorgeschrieben. Dabei muss sich jenes Produkt ganz von allein ergeben.

Wäre es nicht viel richtiger, eine absolute Bauhöhe vorzuschreiben, welche verhindert, dass die Häuser nach amerikanischem Systeme in den Himmel wachsen, im übrigen aber Stockwerksanzahl und Zimmerhöhen den Bauherren zu überlassen?

Da der Hausherr aus dem nach bisherigem System unsinnig teuren Grundstück doch nun einmal seine Zinsen herausbringen muss, könnte er etwa statt zwei Wohnungen auf jede Etage nur eine Wohnung legen. Das gäbe eine bedeutende Vergrösserung der Grundfläche der Wohnungen. Wenn er nun die Stockwerkhöhe durchweg niedriger machte, könnte er eine Etage mehr in das Haus einbauen. Wenn die Räume nach dem Kubikinhalt gedacht verzinst würden, würde das dieselbe Schlusssumme ergeben müssen, die Mieter könnten sich aber bei genau so benutzbaren Räumen bequem ausbreiten. Und es könnte doch für den, der 14 m hoch über der Erde wohnt, ganz gleich sein, ob drei oder vier Stockwerke unter ihm sind, besonders da die Anzahl der das Haus bewohnenden Menschen ganz die gleiche bliebe, nur die unnötige Höhe sich in begehbaren Flächeninhalt verwandelte.

Eng im Zusammenhang damit steht es, dass in der

Erscheinung fast aller alten Häuser durchweg die Breitenentwicklung betont ist, wodurch ihr feiner und bescheidener Charakter nicht leidet, wohl aber die behagliche Gesamtstimmung erzielt wird, während alle neuen Villen und Koloniehäuser etwas unproportioniert turmartiges haben. Nicht Schlankheit ist dieser Bauweise eigen, sondern überall herrscht in ihr der Eindruck des künstlich in die Höhe geschossenen, das den Halt verliert. Man vergleiche Häuser wie auf Abb. 154 und 155 oder auch 156 und 157. Ganz selbstverständlich spielen für die Lagerung der Häuser die leidigen Bodenpreise eine erhebliche Rolle und auch sonst werden Häuser mit breiter Baufläche meist teurer im Bau werden, als solche, bei denen bei gleichem Rauminhalt die Lagerung der Räume übereinander angeordnet ist. Nicht entschuldigt ist aber die Gestaltung der Häuser 155 und 157 und all der andern ähnlichen Gegenbeispiele, umsomehr, da es ja sehr leicht ist, mehrere Einfamilienhäuser in einen gestreckten Bau zu vereinigen. Wie sehr hier der an manchen Stellen vorgeschriebene Bauwich einer wirklich gesunden Bauentwicklung entgegen steht, darüber soll noch beim Thema Städtebau die Rede sein.

Die unselige Idee, die Häusern wie auf 155, 157, 159 etc. zu Grunde liegt, ist natürlich die hier in hundertfacher Verdünnung immer noch erkennbare und mit heterogenen Zutaten verquickte Palastfassade, die seit so und soviel Jahrzehnten auf sämtlichen Bauschulen als das

Abbildung 158

einzig des Erlernens würdige hingestellt worden ist. Die dort ausgegebenen Lehren lauten ziemlich unumwunden: wenn du Architektur treiben willst, so musst du Paläste

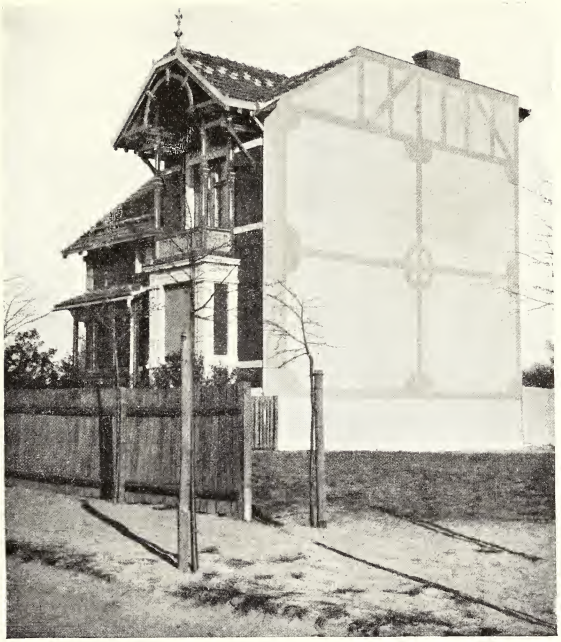

Abbildung 159

und Dome bauen. Bist du aber gezwungen, „praktische" Aufgaben zu lösen, so hast du Brandkassenkisten zu bauen.

Von der für kleine, bescheidene Häuser so natürlichen Bauform, die Dächer bewohnbar auszubauen, ist

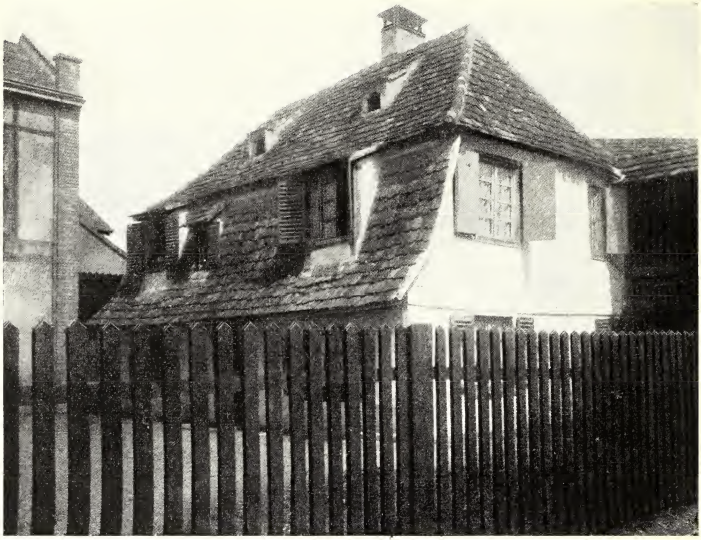

Abbildung 160

man ganz abgekommen und erst eine kleine Anzahl feiner Architekten fängt an, sie auf dem Umwege über den Luxusbau wieder einzuführen. Und gerade diese Formen stammen ja von den bescheidensten Hausarten früherer Zeiten!

Es ist ganz klar, dass eine Dachform wie auf Abb. 160 und 162 selbst bei gleicher Firsthöhe dem Hause seine fatale Spargeltriebform nimmt und ihm eine feste,

Abbildung 161

sichere Massenlagerung verleiht. Wenn man dabei bedenkt, wie viel benutzbaren Raum bei ihrer im Vergleich zum Massivbau gemessenen Billigkeit solche Dachformen bergen; wenn man ferner bedenkt, wie gut unsere heutigen technischen Mittel, wie Isolierungen etc., geeignet sind, solche Räume warm und bewohnbar zu machen, dann muss es geradezu rätselhaft erscheinen, dass man sie bei unserer allgemeinen Nutzbauerei nicht mehr zu kennen

scheint. Es wäre keinem Arbeiterhause innen oder aussen vom Uebel, wenn seine Dachkonstruktion nach der Idee wie auf 160 oder 162 gerichtet wäre. Aber die Arbeiter würden wieder das Gefühl gewinnen, eine Heimat zu haben, wenn sie heimkehrten und durch die Strassen wandelten.

Selbst nach diesen kurzen Betrachtungen, die ja nur ganz allgemein gehalten sein können, wird der Vorurteilslose erkennen, dass sich nirgends die Behauptung bewahrheitete, dass das Verlassen bewährter und uns vertrauter heimischer Formen nach der Richtung der Hygiene, Feuersicherheit oder Billigkeit förderlich gewesen wäre. Die mächtige wissenschaftliche Erkenntnis und die aus ihr resultierenden hygienischen Fortschritte liegen auf einem ganz anderen Gebiet und tangieren in keiner Weise die besprochenen Bauformen. Es liegt nicht der geringste Grund vor, nicht wieder an diese guten Formen anzuknüpfen. Nur die vollkommene Ratlosigkeit der Generation von Meistern, die auf den Baugewerkeschulen nach bisherigem System erzogen worden waren, macht es noch unmöglich. Deshalb muss es das Streben von allen Sehenden sein, auf die grundsätzliche Reformation dieser Schulen — und der Hochschulen — hinzuarbeiten. Lassen wir es laufen, wie es laufen mag, so ist der fernere Schaden an Vermögen und Kultur der Nation nicht zu berechnen.

*

Ein ganz allgemein giltiges und überall zu beobachtendes Gesetz ist das von der Notwendigkeit der Harmonie der Kräfte in allen Entwicklungen. Sobald diese Harmonie aufhört, wird die Bewegung von der richtigen Bahn abgelenkt. Fast lässt es sich graphisch wie im Parallelogramm der Kräfte darstellen.

Es gibt nun unzählige Fälle, wo unsere Kultur diese Harmonie verloren hat und die Entwicklung eine gänzlich schiefe geworden ist. Dabei lässt sich nicht sagen, dass die Kräfte, die die schiefe Richtung herbeiführen, an sich schlechte Prinzipien darstellten. Nur ihre Alleinherrschaft, das Fehlen des Gegenzuges führt das Missresultat herbei.

So ein Bild sehen wir jetzt bei unserer niederen Architektur. Die Rücksichten auf Hygiene, Verkehr, Feuersicherheit etc. sind zu einer wahren Monomanie geworden, die Formen annehmen, welche lächerlich wären, wenn nicht so traurige Folgen daraus resultierten. Die an sich richtige Vorstellung von den Forderungen des Verkehrs, der Hygiene, der Feuersicherheit ist längst ein Wahn, ja ein Moloch geworden, dem ein mit Blindheit geschlagenes Volk ungeheuere Opfer bringt. Dinge, auf die man beim Bauen auch Rücksicht nehmen müsste, sind zum Tyrannen dieser Architektur geworden. Dass sie den Hauptzweck hat, die Behausung des Lebens glücklicher Menschen zu schaffen, hat man aus lauter Bazillenfurcht ganz vergessen und hält die Kreisbauvorschriften für die Quintessenz des Glückes der Menschheit.

Abbildung 162

Zur fixen Idee wächst sich allmählich auch das Streben nach „Billigkeit" aus. Ich brauche mich heute nicht mehr gegen den Verdacht zu verwahren, als wünschte ich grösseren Luxus, grössere Pracht in unseren ländlichen und bürgerlichen Bauten entfaltet zu sehen, als bei einer vernünftigen Einteilung der vorhandenen Mittel möglich ist. Mein Feldzug war ein Kampf gegen das Protzentum auf allen diesen Gebieten.

Aber die Billigkeit darf ebensowenig der einzige Gesichtspunkt werden, wenn die ganze Entwicklung nicht

schief werden und die Menschheit zum Schluss nicht an einen ganz anderen Ort ankommen soll, als wo sie hingestrebt hat.

Es wäre gut, den Begriff „Billigkeit" einmal nicht nur im engen Horizonte eigener wirtschaftlicher Bedrängnis, sondern nach allgemein menschlichen Gesichtspunkten zu betrachten.

Man ist allgemach dazu gekommen, den Begriff „Billigkeit" mit der Strahlenglorie einer hohen Tugend zu umgeben. Billig ist heut zu einer ethischen Qualität geworden, etwa wie „gut" oder wie „wahrhaftig".

Wäre es nicht Zeit, sich endlich einmal daran zu erinnern, dass billig im Grunde weiter nichts bedeutet, als „geringe Gegenleistung"? Geringe Gegenleistung kann unmöglich etwas besonders tugendhaftes oder auch nur einen Vorzug bedeuten.

Die Menschheit arbeitet an der Umgestaltung der Erde durch Menschenhand. Sie arbeitet mit ihrem Gehirn, ihren Händen und ihren erweiterten Händen, den Werkzeugen und Maschinen. Das Geld ist an sich keine arbeitsleistende Kraft, sondern es ist nur das Symbol, durch dessen Vermittlung die wahrhaften Kräfte ausgetauscht werden. Nur die Arbeitskräfte haben realen Wert; mit gemünztem Metall könnte die Menschheit verzweifelt wenig anfangen. Zum Essen taugte es nicht und selbst als Schmuck wäre sein Wert gering.

So betrachtet, erkennen wir in dem Getriebe der Welt

Abbildung 163.

einfach Menschenkräfte am Werke, ein jeder an seinem Platze. Eine Geldsumme ist nichts als ein Vergleich, wieviel Menschenkräfte, Maschinen und Materialien zur Herstellung von Ziegeln oder sonst etwas zur Verfügung sind. Geldverluste gibt es im Grunde für die Menschheit nicht, nur Materialverluste. Die wahren Verluste der Menschheit aber heissen Arbeitslosigkeit.

Irgend Jemand hat einmal, ich weiss nicht, ob richtig,

Abbildung 164

ausgerechnet, dass auf den Kopf 2 Stunden Arbeit des Tages kämen, wenn ein jeder Lebende an seinem Platze arbeitete. Es wäre aber kaum gut, wenn die Menschheit sich mit diesem Minimum an Arbeit begnügen würde. Der ganze Haushalt der Natur ist nicht auf das äusserste Minimum gestellt, sondern auf Ueberfluss. Genug ist nicht

genug! Wir brauchen die starke Arbeit, ein jeder für sich in seinem eigenen Leben, um nicht die innere Harmonie zu verlieren, seitdem wir erwachte Kulturmenschen geworden sind. Im Kindesalter ruhte und spielte die Menschheit. Wir aber nähern uns dem Mannesalter.

Man überlege sich einmal, wohin ein Volk käme, das den Grundsatz der „möglichst geringen Leistung und der möglichst geringen Gegenleistung" zum Prinzip erhöbe. Vergessen wir jetzt einmal den Vermittlungsbegriff „Geld" und stellen wir uns nur das tatsächlich von einem Volke Geschaffene vor. Denken wir als ein uns allen geläufiges Beispiel an die Hellenen. Wir fragen heut nicht mehr, was die Kultur der Griechen „gekostet" hat. Wir fragen nur noch allein danach: was hat dies Volk *geschaffen*? Wir wissen, dass es emsig an der allseitigen Ausbildung seiner Fähigkeiten tätig gewesen ist und ein jeder Einzelne das Beste und Höchste gleistet hat, zu dem er fähig war. So *gut* wie möglich. Aber nicht: so billig wie möglich.

Die Menschheit *soll* an ihrer Erde mit möglichst *viel* Kraft- und Müheaufwand arbeiten, es soll die Materialien der Erde, die in seine Hand gelegt sind, in den Dienst der gesamten Menschheit bringen. So aufgefasst, wird „Billigkeit" zur „Faulheit" der Menschheit. Mit ihr zum absoluten Prinzip erhoben, kommt sie nicht weiter.

Ganz sicher kommt man hier auf ein Gebiet der allerschwierigsten nationalökonomischen und sozialen Fragen

und bei tieferem Eindringen erscheint die Sache nicht mehr so einfach, sondern zerfällt in ein Heer von Einzelfragen, auf die noch keine endgiltige Antwort gefunden ist.

Aber soviel wird man an praktischer Erkenntnis für den Einzelfall ohne weiteres erlangen können, dass es für die Entwicklung eines Volkes nicht die Hauptfrage sein kann: möglichst billig zu bauen, sondern möglichst gut zu bauen. Und zwar allseitig gut, mit Befriedigung aller Forderungen, nicht nur einiger weniger, die momentan im Brennpunkt des Tagesinteresses standen.

Man darf unserer heutigen Zeit gewiss nicht nachsagen, dass sie faul wäre und dass das Prinzip der möglichst geringen Gegenleistung durchaus herrsche. Nur müssen wir endlich erkennen, dass unser Streben völlig die Harmonie verloren hat und dass unsere Menschheitsarbeit nicht dauernd eine so einseitige bleiben darf.

Die heutige Menschheit ist nicht so arm an Kräften, dass es an ihnen zur Ausbildung eines harmonischen Kulturbildes gebräche. Wenn wir immer wieder die Klage hören, dass die Mittel zur Erreichung erstrebenswerter Gestaltungen fehlten, so dürfen wir sicher sein, dass dies nicht am Nicht-Vorhandensein der Kräfte, sondern daran liegt, dass sie zur Betätigung nicht an den rechten Fleck gestellt sind. Ein jeder Blick in das Leben bestätigt es uns. Hier reicht es bei dem Häuschen nicht mehr zu einem Ziegeldach, sondern man belegt es aus kurzsichtiger Sparsamkeit mit

Dachpappe, daneben aber wird eine verfügbare Summe von Menschenkräften und Material, die wir nach unseren Massen mit Millionen ausdrücken, dazu verwendet, die Schönheit irgend eines herrlichen alten Bauwerkes durch eine „Restaurierung" zu vernichten oder einen alten Dom „freizulegen" und ihn dadurch jeglicher Harmonie zu berauben.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich auf Schritt und Tritt. Und es ist meine felsenfeste Ueberzeugung, dass selbst Armut ganzer Klassen eine verschwindend geringe Rolle bei dieser Tragödie spielen, sondern dass es allein genügen würde, dass die Menschheit wieder in den Besitz einer harmonischen Wertschätzung der Dinge gelangte. Dass geringe Mittel nicht die Notwendigkeit trauriger und gemeiner Gestaltung in sich tragen, davon handelt mein ganzes Buch; wo und wie aber Kräfte verwendet werden müssen und wo gespart werden darf, darüber entscheidet der Gestaltungswille des Volkes. In seiner Erziehung zu wahrer Menschlichkeit liegt auch auf künstlerischem Gebiet die Zukunft.

ENDE DES DRITTEN BANDES

Die Abbildungen sind, mit Ausnahme der unten genannten, Originalaufnahmen des Verfassers. Abb. 128, 129, 130, 131 stammen von H. Muthesius, Abb. 65, 88, 89 von Otto Bartning. Abb. 34, 45 und 99 sind nach Photographien gemacht, die im Buchhandel erschienen sind.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Von Paul Schultze-Naumburgs

Kulturarbeiten

sind ferner erschienen:

Band I:

Hausbau

Mit 84 Abbildungen.

Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Band II:

Gärten

Mit 170 Abbildungen.

Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Es erscheint in Bälde:

Band IV: **Städtebau.**

Sodann ist in Vorbereitung:

Band V: **Kirchen und Friedhöfe.**
„ VI: **Technische Bauten, Strassen, Brücken.**
„ VII: **Burgen und Schlösser.**
„ VIII: **Moderne Bauten.**
„ IX: **Innenräume und Baumaterial.**
„ X: **Pflanzen, Bäume, Forste.**

Verlag von E. Haberland in Leipzig.

Paul Schultze-Naumburg

Die Technik der Malerei

Ein Handbuch für Künstler und Dilettanten.

Mit Buchschmuck von **J. V. Cissarz**
und einfarbigen und bunten Abbildungen im Texte.

11 1/2 Bogen 8°. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Kunst für Alle", XVI. Jahrgang, Heft 9: — Zu den wenigen Malern, die Pinsel und Feder mit gleicher Sicherheit zu führen verstehen, gehört Paul Schultze-Naumburg. Er behandelt hier das rein Technische der Malkunst, vom optischen und physikalischen Standpunkt aus betrachtet, in übersichtlicher und sachlicher Weise ..... Und es ist erfreulich, wenn neben Aesthetik auch das Technische der Kunst wieder in seine Rechte tritt. Werke gleicher Art gibt es wohl schon in Hülle und Fülle, aber wenige, die so übersichtlich das Wichtigste in gedrängter und anregender Form, mit einer grossen Menge eigener Erfahrungen bereichert, wiedergeben. — Zwei Arbeiten sind, wie Schultze-Naumburg selbst in der Einleitung schreibt, für sein Büchlein von besonderem Einflusse gewesen, und zwar die gründlichen Untersuchungen des verstorbenen Malers H. Ludwig: „Ueber die Oelmalerei der Alten" und die ganz besonders überraschenden Resultate, die der Münchener Maler Ernst Berger bei seinen Forschungen auf dem Gebiete der Technik über die Oeltempera zu Tage gefördert hat. Gerade dieser Hinweis auf zwei sich mit der Technik der Alten beschäftigende Werke beweist zu allermeist, dass im Punkte der Technik die alten Meister immer noch die Vorbilder geblieben sind und es aller Wahrscheinlichkeit nach für die Folge bleiben werden. Auch Pettenkofers Erklärungen physikalisch-chemischer Vorgänge in Bezug auf das Oelfarbenmaterial und sein epochemachendes Regenerationsverfahren hat Schultze-Naumburg mit vollem Rechte in sein Buch aufgenommen und durch treffende Beispiele aus alter und neuer Zeit erläutert. Neben der Oeltechnik findet noch die Oeltempera, sowie Fresko-, Wachs- und Caseïnmalerei eingehende Behandlung und gar manchem werden auch die Hinweise auf die Art, Farben sich selbst zu reiben, erwünscht und von grossem Nutzen sein.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig

Paul Schultze-Naumburg

Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung

Mit 134 Illustrationen. 9. Tausend

Broschiert Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Unsere jetzige Frauenkleidung misshandelt und entstellt den Körper. Dieses theoretisch zu beweisen, würde zu wenig überzeugend wirken. Darum sucht der Verfasser dieses Armutszeugnis unserer heutigen Kultur, das so wenig mit der geistigen Aufklärung unseres Jahrhunderts übereinstimmt und das die natürliche Folge einer Verbildung unseres Auges ist, dadurch zu bekämpfen, dass er unser Empfinden für den lebendigen Körper durch bildliche Vorführung normaler Körper und Gegenüberstellung solcher, die durch die Mode verkrüppelt sind, wieder vertieft. Ein natürliches Gefühl für den Körper führt aber zu seiner Pflege und zur Entwicklung einer Tracht, die beides zugleich ist, gesund und schön. Nicht eine neue Mode soll eingeführt, sondern nur eine Grundlage gemeinsamer Verständigung gegeben werden, so dass jeder nach seinem individuellen Geschmack, nach seiner Gestalt die Tracht findet, die seine Körperlinie zum Ausdruck bringt.

Ein weiteres Gebiet unserer Körperverkrüppelung ist auch die Fussbekleidung. Es ist eine Tatsache, dass man für einen normal gebliebenen Fuss in sämtlichen Stiefelmagazinen Deutschlands nicht einen passenden Stiefel bekommen kann. Auch diese Frage wird erschöpfend behandelt und durch eine Reihe von Abbildungen illustriert.

Ferner sind noch von demselben Verfasser erschienen

Paul Schultze-Naumburg:

Häusliche Kunstpflege.

5. Auflage 1903.

Preis: Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Paul Schultze-Naumburg:

Studium und Ziele der Malerei.

2. Auflage 1900.

Preis: Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Paul Schultze-Naumburg:

Kunst und Kunstpflege.

2. Tausend 1902.

Preis: Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01152 2121